

Otto A. Böhmer

CALWER FRÜHLING

Für Christel und Mareike

„Man braucht so wenig zum Glück, wenn man älter wird und an den Füßen zu frieren beginnt
...“

Hermann Hesse

„Erst sehr weit hinaus ist alles, was einem begegnet und auffällt, das Selbe.“

Ernst Bloch

1

Als Dr. Gerald Wunderlich zum ersten Mal merkte, dass er seinem Namen alle Ehre machte, war es fast schon zu spät. Er hatte sich, in der ihm zur Verfügung gestellten, insgesamt nicht ungemütlichen Wohnung, ein längeres graues Haar aus der Nase ziehen wollen, war dabei aber abgerutscht, was zu einer merkwürdig ungelassenen, abwärts gerichteten Bewegung führte, die ihn, der seit längerer Zeit ohnehin unter Gleichgewichtsstörungen litt, in plötzliche Schräglage brachte, aus der er sich aber wieder aufrichtete, um erneut mutig anzusetzen, diesmal mit Erfolg: Er bekam das graue Haar zu fassen und rupfte es aus, was für den Moment so weh tat, dass ihm Tränen in die Augen schossen. Kurz darauf fiel ihm der Spruch eines ehemals erfolgreichen, inzwischen aber dem Ruhestand übergebenen Fußballtrainers ein, der sich für schlauer hielt, als er war, und einen Hang zu schiefen Aphorismen pflegte: Wenn Sie sich hinten am Arsch ein Haar ausreißen, bekommen Sie vorne feuchte Augen, hatte der Mann gesagt, und er fügte hinzu: So hängt im Leben alles mit allem zusammen, meine Herren Journalisten. Wunderlich musste lachen, aber es war mehr ein Weinen. Eine seltsame Haltlosigkeit erschütterte ihn, für den Moment wusste er nicht mehr, wer er war.

Er stand am Fenster seiner Wohnung, in die er vor knapp einer Woche als Hermann-Hesse-Stipendiat eingezogen war. Eine späte Auszeichnung hatte man ihm da angetan, mit der er, realistischerweise, nicht mehr rechnen durfte. Seine Glanzzeiten waren lange vorbei, es kam ihm so vor, als hätte er nie welche gehabt. Er schaute hinunter auf den Calwer Marktplatz. Ein Landregen fiel, kaum sichtbar, nur vor den dunkel verhängten Fenstern des Rathauses gegenüber, die allesamt ein wenig tot aussahen, ohne dass man sich deshalb Sorgen machen musste, waren die feinen Regenstriche zu erkennen, in die alsbald ein von den Nordschwarzwälder Hängen einfallender Wind fuhr, der die Nässe umhertrieb und die wenigen Leute auf der Straße zu beschleunigtem Schritt brachte. Wunderlichs Wohnung war warm und wasserdicht, er hatte, eine seiner ersten Amtshandlungen bei Dienstbeginn, ordentlich eingekauft, kräftige, nicht sehr gesunde Nahrungsmittel und einige alkoholhaltige Flaschen, aus denen er sich, und das schon seit Jahrzehnten, jenen Mut zuzusprechen pflegte, der nie lange vorhielt, ja manchmal gar nicht erst aufkommen wollte.

Er verließ seinen Fensterplatz, setzte sich in Bewegung, die Dielen knarrten. Vom Wohnzimmer aus durchmaß er den Flur, schaute links einmal in die geräumige Küche, alle Flaschen noch da, vielen Dank, ging weiter, rechts am Ende des Flurs das Schlafzimmer mit teilabgetrenntem Arbeitsbereich, in dem er seinen PC abgestellt hatte, den er zuletzt nur

benutzt hatte, um durchs Internet zu fahren, wobei er am liebsten auf einer Seite verweilte, die sich nach einer ehemals erfolgreichen Fernsehreihe www.pleitenpechundpannen.de nannte. Ab und zu gab er auch noch seinen Namen ein und bekam dann Nachrichten aus versunkenen Tagen eingespielt, als man seine Werke noch zur Kenntnis genommen hatte, ihn einen *eigenwilligen* Autor nannte und, was aber leider nur ein einziges Mal geschehen war, seinen *unverwechselbaren Tonfall* rühmte, der den Schriftsteller Gerald Wunderlich aus der Schar seiner mehr oder weniger gleichgestimmten Kollegen heraushebe. Hatte eine Rezensentin geschrieben, damals, wie lange war das her, ewig doch wohl, ewig, aber den Namen der Kritikerin, die ihn seinerzeit mit einer kleinen Buchbesprechung, abgedruckt in einer überregionalen Zeitung, dazu brachte, sie zu lieben, hatte er immer noch im Kopf, er fiel ihm nur nicht ein. Damals war er, in einem leuchtenden Augenblick, der alles umschloß, was ihn anging, ganz bei sich selbst gewesen, ein Glücksgefühl, wie es ihm ansonsten, vorher und nachher, nie mehr zuteil geworden war. Wieder spürte er diese Haltlosigkeit, er fror in gut geheizter Stube, vermutlich hatte er auch wieder Tränen in den Augen, und dazu pochte es hoch oben im Kopf, den er zwischendurch gern mal abgelegt hätte, um Ruhe zu finden. Er lachte, bewegte die Lippen, sprach er schon mit sich selbst nach Art alter Leute, denen ihr sogenanntes Ich abhanden kommt, bevor man sie dann endgültig strenger Pflege überstellt und in Verwahrung nimmt. Ruhe finden, eigentlich ein Witz, denn einer wie er hatte sein Leben lang Ruhe gehabt, er hätte als Entdecker der Ereignislosigkeit durchgehen können, was aber niemandem aufgefallen wäre. Im Flur nahm er jetzt wieder den Rückweg, erreichte das Wohnzimmer und konnte dort in der Außenwelt immerhin eine Veränderung feststellen, der Landregen war in Schnee übergegangen. Er trieb an seinem Fenster vorbei, in großen behäbigen Flocken; wohl dem, der ein Dach über dem Kopf hat, dachte Wunderlich. Dabei fror er, aber es war jenes lustvolle Frieren, das er schon so lange kannte und zu dem er, fiel ihm ein, sogar mal einen kleinen Aufsatz in einer abgelegenen Literaturzeitschrift veröffentlicht hatte, die kurz darauf ihren Betrieb einstellte. Ohnehin hatte kein Mensch verstanden, was er mit dem lustvollen Frieren eigentlich meinte, er auch nicht, es ging aber wohl um eine Art Unversehrtheit, die man in sich zu spüren meint, wenn die eigene Existenz, äußerlich unverändert und noch immer namhaft zu machen, zum Stillstand gebracht wird und sich selbst genügt.

Die Unruhe in ihm, die schon lange kein Maß und kein Ziel mehr kannte, nahm jetzt überhand, er mußte etwas tun, raus aus der Bude, runter auf den Marktplatz, laufen, egal wohin, es ging ja, wie der von ihm geschätzte Novalis einst festgestellt hatte, *immer nach Hause*. Er machte sich winterfest, dicke Jacke, Schal, eine Schlumpfmütze, die ihn vermutlich noch alberner

aussehen, als er sich fühlte. Auf dem Marktplatz kam ihm das Schneetreiben nicht mehr so gemütlich vor, die Flocken waren viel größer, wie nasse Waschlappen klatschten sie ihm aufs Gesicht, er senkte den Kopf. Noch konnte er umkehren, zurück in die Wohnung, aber war's da besser? Er bog rechts ab, nahm den Weg bergauf, von dem er nach einer Woche immerhin schon wusste, dass er zum Stadtgarten und weiter hinauf in die Wälder führte. Der Wind war wieder stärker geworden, erfreulicherweise kam er von hinten, schob ihn an. Weiter oben blieb er stehen, atmete schwer, nichts mehr gewohnt, jedenfalls nichts Gesundes, die Brille beschlagen. Er nahm sie ab, wischte mit dem Taschentuch darüber, aus halbblinden Augen sah er hinunter auf die Stadt, die sich eng machte in ihrem Tal, sparsam gesetzte Lichter, Rauchfahnen aus müden alten Kaminen. Er ging weiter, aber wo sollte er hin. Im Stadtgarten wäre er fast an einer der Steintreppen, die den Aufstieg gangbarer machen sollten, gestürzt, er nahm es als willkommenes Zeichen umzukehren. Vorsichtig stieg er ab, es war glatt. Ein alter Mann kam ihm entgegen, der mit sich selbst sprach, das passte. Vielleicht war Wunderlich aber auch nur wieder sich selbst begegnet, das kam oft vor, und nie gab es dabei eine Wiedersehensfreude, die man länger als unbedingt nötig auskosten wollte. In einer Seitenstraße überwand er seine gern kultivierte Menschenscheu und betrat eine Weinstube, die fast leer und angenehm warm war. Der Wirt musterte ihn misstrauisch, mit Fremden hatte man hier und anderswo keine guten Erfahrungen. Da das Geschäft aber vorging, schenkte er Wein aus. Wunderlich saß allein am Tisch, später hockte sich der Wirt zu ihm und nötigte ihm ein Gespräch auf, das, nach dem elften und zwölften Glas, vertraulich wurde. Er verließ das Lokal kurz vor Mitternacht, zuvor hatte er versprechen müssen wiederzukommen. Calw war verschneit und menschenleer, es brannten aber noch ein paar Lichter. Wo seine Wohnung lag, wusste er nicht so recht, aber eigentlich konnte man sich hier nicht verlaufen. Auf einer kleinen Brücke stand ein Mann und rührte sich nicht vom Fleck. Was hat er vor, dachte Wunderlich, will er etwa seinem unnützen Leben ein Ende setzen und in den Fluß springen? Wie hieß der Fluß, mit den mal reißenden, mal sanften Wassern? Auf den Namen kam er nicht, dafür fiel ihm der Vorname der genialen Literaturkritikerin ein, die er seit der Zeit liebte, als sie ihn, allein auf weiter Flur, gelobt und zum Sonderfall erklärt hatte. Cilla hieß sie, der Nachname würde ihm auch noch einfallen. Wunderlich war, deutlich zu sehen, nicht gut zu Fuß in dieser Nacht. So rempelte er, ohne es zu wollen, den Mann auf der Brücke an. Verzeihung, sagte er. Der Mann rührte sich nicht, schwieg, schaute an ihm vorbei. Überhaupt hatte er etwas Unnahbares, ja Gusseisernes an sich. Wenn Sie springen wollen, warten Sie bitte, bis ich weg bin, sagte Wunderlich. Dann muß ich Ihnen nicht mehr helfen, und wir haben beide etwas davon.

2

„Was für ein Typ.“

Adrian Berghoff seufzte. Er seufzte oft, das war ihm, einem vergleichsweise jungen Mann, der sich als Redakteur beim „Calwer Anzeiger“ durchschlug, schon öfter gesagt worden, ohne dass er reagiert hätte. Erst als seine Kollegin Susanne, in die er seit hundert Jahren erfolglos verliebt war, hinzugefügt hatte: Paß bloß auf, dass du nicht wunderlich wirst!, war er ins Grübeln gekommen, was aber nicht lange vorhielt; danach er musste sich wieder seufzend seinem Tagesgeschäft widmen.

„Wunderlich heißt er, und wunderlich ist er“, sagte Berghoff.

„Du musst es ja wissen“, sagte Susanne. Berghoff hatte den Schriftsteller Gerald Wunderlich interviewt, das gehörte zum Pflichtprogramm, denn jeder Hesse-Stipendiat, den man, warum auch immer, meinte, nach Calw einladen zu müssen, wurde in der örtlichen Zeitung vorgestellt, was meistens Berghoffs Aufgabe war, der das sogenannte Feuilleton mit betreute und von früher noch im Ruf stand, ein halbwegs belesener Mensch zu sein. Wenn man ehrlich war, und Berghoff war in dieser Beziehung ehrlich, hätte man allerdings zugeben müssen, dass von seinem einstigen Leseeifer nicht mehr viel übrig geblieben war. Inzwischen las er nur noch das Nötigste, die eigenen Beiträge etwa, die ihm keine Freude machten, aber auch keine bleibenden Schäden hinterließen; was er sonst noch zur Kenntnis nehmen musste, wurde ihm vom Fernsehen oder, noch besser, weil unendlich vielfältiger und gerne auch anrühlich, übers Internet zugespielt. Das musste reichen, und es reichte auch, so wie es in Berghoffs insgesamt nicht sehr abwechslungsreichen Leben zuletzt immer öfter gereicht hatte. Fand er und hatte wieder einen Grund, aufzuseufzen.

„Wunderlich“, sagte er, „ein Name, ein Programm. Ich hab' ihn in seiner Wohnung interviewt.“

„Du meinst in der Stipendiatenwohnung?“

„Sag ich doch. Der Mann war mir von Anfang an unheimlich.“

„Was vermutlich auf Gegenseitigkeit beruhte.“

„Er war nicht unfreundlich, das nicht, er gab sich Mühe, bot mir Kaffee an. Dabei sah er mich nicht an, sondern immer haarscharf an mir vorbei. Ein bisschen der Blick, den auch das Hesse-Standbild auf der Brücke hat. Ich fragte ihn zunächst das Übliche, ob er sich schon eingelebt hat, wie er Calw findet und so weiter.“

„Und? Wie findet er Calw?“

„Schön. Er findet Calw tatsächlich schön. Erst dachte ich, er meint das ironisch. Scheint aber wirklich seine ehrliche Meinung zu sein. Er sprach, ich hab' das brav mitgeschrieben, von Überschaubarkeit, von relativer Menschenleere- und ferne, von Distanzen einer ungewohnten Innigkeit, für die er, der ein Verletzter sei, ein gescheiterter, nicht aber gescheiter Selbstzerstörer, sich noch nicht ganz öffnen könne, aber er arbeite ja noch immer an sich, hier und anderswo, der Kampf sei noch nicht verloren, obwohl –.“

„Obwohl?“

„Ja, da machte er eine Pause, eine lange Pause, und zum ersten Mal hat er mich dabei richtig angesehen. Ein absolut merkwürdiger, ja eigentlich sogar irrer Blick. Der ist nicht ganz richtig im Kopf, dachte ich.“

„Was du ja durchaus beurteilen kannst.“

„Der Mann hat Philosophie studiert und über Johann Gottlieb Fichte promoviert, das erklärt einiges.“

„Das erklärt gar nichts. Über wen hast du promoviert?“

„Das sagt die Richtige. Wie war das denn damals mit deinem Staatsexamen?“

„Wir wollen nicht streiten. Also bis jetzt weiß ich nur, dass der Autor Wunderlich dir nicht gefällt.“

„Mir gefallen die meisten Autoren nicht, besonders die, die nach Calw eingeladen werden. Hab ich dir übrigens schon mal erzählt, dass ich Gedichte geschrieben habe?“

„Ja, hast du. Tausendmal.“

„Vielleicht sollte ich daran gehen, einen Roman zu schreiben. Einer wie ich hat viel zu sagen.“ Susanne lachte. Sie lachte selten, wenn er dabei war, aber wenn sie mal lachte, ging ihm das Herz auf. Noch immer. „Ja, schreib deinen Roman, vielleicht er wird er ja erfolgreich und sein Autor so bekannt, dass man ihn unbedingt nach Calw einladen muß.“

„Der wunderliche Herr Wunderlich will in Calw übrigens keinen Roman schreiben“, sagte Berghoff.

„Sondern?“

„Zunächst einmal will er sich wiederfinden. Sagt er. Einen vorsichtigen Neuanfang wagen, wofür Gedichte manchmal ganz hilfreich seien. Er habe eine lange Vakanz hinter sich, eine, Moment, hier steht's, schwebegleiche Leere, nur von den allernötigsten Gedanken durchzogen, insgesamt kein unangenehmer Zustand, aber auch kein angenehmer, denn er habe ja noch einen Beruf und sei noch nicht tot, er müsse etwas tun für sein Geld. Welches Geld? fragte ich, und da hat er für einen Moment tatsächlich gelächelt, zumindest kam's mir so vor. Ein Neuanfang, wiederholte er, ein Neuanfang, der auch das Ende bedeuten kann.“

Berghoff schwieg. „Irgendwie tut er mir leid“, sagte er dann. Seufzte. „Vielleicht ist er auch krank. Ich meine, nicht nur im Kopf. Als er zwischendurch mal aufstand, um in Richtung Toilette zu gehen, musste er sich am Tisch festhalten. Er schwankt beim Gehen, manchmal knickt ihm das linke Bein weg, das sieht nicht unkomisch aus. Überhaupt glaube ich, dass er ...“

„Du hast doch sicher auch die Pflichtfrage gestellt“, sagte Susanne.

„Wie er's mit Hesse hält?“

„Genau. In Calw kommt man bekanntlich an Hesse nicht vorbei.“

„Bis zu seiner Berufung sei Hesse für ihn eher eine Unperson gewesen, sagt Wunderlich. Man dürfe das aber nicht persönlich nehmen, denn eigentlich seien auch andere Autoren für ihn Unpersonen, die lebenden wie die toten. Er lese nicht gern, mache um literarische Produkte am liebsten einen großen Bogen, vielleicht aus der uneingestanden Angst heraus, ständig auf die Schriften von Besseren und Begabteren stoßen zu müssen. Ist das nicht Koketterie? hab' ich ihn gefragt. Möglich, sagte er, aber insgesamt tue er sich mit Literatur von jeher schwer. Sie sei ihm zu kunstfertig, zu verspielt, durchweg auch zu verklausuliert, sie akzeptiere nicht die natürlichen, wahrhaft eng gezogenen Grenzen der Sprache. Im Grunde seines Wesens sei er, Wunderlich, einfältig, ein wehrhafter Freund des guten alten Realismus, ja ein Fundamentalist der Wirklichkeit, die sich letztlich über alles Hinterfragen, das ihr zugemutet wird, souverän hinwegsetzt und in sich ruht. Und weil Sie ein Realist sind, sagte ich, haben Sie Philosophie studiert und über Fichte promoviert, der meines Wissens alles mögliche war, verschroben, verstiegen, ichwütig, was weiß ich, aber sicher kein platter Realist.“

„Hej, das hast du wirklich so gesagt? Hätte ich dir gar nicht zugetraut.“

„Ich auch nicht. Mit der Philosophie ist das so eine Sache, sagte Wunderlich noch. Nach seiner Meinung sei sie unverzichtbar, auf sie lasse sich alles zurückführen, die Fragen noch mehr als die Antworten, von denen es sowieso nicht so viele gibt, die sich als haltbar und einwandfrei erweisen. Auch die Literatur werde immer wieder auf die Philosophie zurückgeworfen, ohne es wahrhaben zu wollen. Für ihn sei die Literatur eine Fortsetzung der Philosophie mit anderen Mitteln. Danach schwieg er, ich nahm das als Zeichen, dass ich ihn genug gequält hatte. Als wir uns verabschiedeten, sagte er noch: ‚Mit Hesse ist übrigens ein Anfang gemacht, es hat da sozusagen einen Anstoß gegeben, eine Art Auffahrunfall, wenn Sie verstehen, was ich meine.‘ ‚Nein‘, sagte ich, ‚ich verstehe nicht, was Sie meinen.‘“

„Na dann“, meinte Susanne, „dann schreib mal das Porträt des 66. Hesse-Stipendiaten. Und laß es nicht zu wunderlich ausfallen.“

Berghoff seufzte. „Weißt du was“, sagte er, „ich glaub’, der Mann ist Alkoholiker. Wir haben zwar nur Kaffee getrunken, aber allein wenn er die Tasse zum Mund führte, hatte er dieses Zittern, das ich ...“

„Dass du zur Genüge kennst!“ Susanne hatte jetzt ihren feindseligen Blick. „Wenn du deinen Flachmann suchst, der ist in der obersten Schublade. Und im Schrank gibt’s noch Nachschub, wie du weißt, Falls es mal wieder eng wird.“

3

Hesse also. In der Nacht hatte er das Hesse-Denkmal auf der Nikolausbrücke angerempelt. Am nächsten Morgen tat ihm die Schulter weh. Und er hatte Kopfschmerzen, für die Hesse nichts konnte, wohl aber der mittelprächtige Wein, von dem er zuviel getrunken hatte. Es war nicht zu leugnen: Wunderlich vertrug weniger als früher, was nicht nur für alkoholische Getränke galt, sondern seine ganze Existenz betraf, die sich arg dehnte und zügig zur Neige ging. Bevor er nach Calw aufgebrochen war, hatte er noch einen Besuch beim Zahnarzt seines Mißtrauens absolviert. „Nicht gut“, sagte der, „gar nicht gut. Ihre Zähne werden morsch.“

„Nicht nur die Zähne“, antwortete er matt. Als der Arzt ihm eine Spezialbehandlung vorschlug, nicht ganz billig, aber unbedingt nötig, verwies Wunderlich auf das Stipendium, das er anzutreten habe. „Keine Zeit“, sagte er.

„Sie sind ganz schön leichtsinnig“, meinte der Zahnarzt seines Mißtrauens. „Und wenn Ihnen dort, wie heißt der Ort nochmal ...“

„Calw“, sagte er. „der Geburtsort Hermann Hesses.“

„Kenn ich nicht.“

„Calw oder Hesse?“

„Beide. Und wenn Ihnen dort die morschen Zähne ausfallen?“

„Dann nehme ich das sinnbildlich für den Niedergang, der mir beschieden ist. Schließlich bin ich nicht mehr der Jüngste. Was will man da noch groß erwarten? Irgendwann droht uns allen das Siechtum. Die zweiten und, dritten Zähne warten, anschließend kommt der Rollator, und für die intimen Stunden hält man eine Bettpfanne bereit.“

„Die Bettpfanne ist mir egal, aber Ihre Zähne müssen Sie machen lassen, sonst ...“

„Es war schön, mit Ihnen geplaudert zu haben“, sagte er und war jetzt in Calw, an einem grauen Morgen, mit einem blauen Fleck auf der Schulter und Kopfschmerzen, ansonsten aber, das wunderte ihn, mit verdächtig guter Laune. Wie denn das. Schon unter der Dusche hatte er sich, mal abgesehen vom schweren Kopf, prächtig gefühlt, der kräftige, heiße Wasserstrahl, der ihm den Buckel runterrutschte und mit freundlichem Glucksen im Abfluß versank, seine elegant anmutende Bewegung, als er sich, nachdem ihm zwischenzeitlich ein klein wenig zuviel Feuchtigkeit unter die Fußsohlen geriet und er fast ausgerutscht wäre, am oberen Duschwandrand festhielt, das hätte manch deutlich Jüngerer nicht geschafft. Danach nicht der gewohnte resignierende Blick in den Spiegel, als er sich abtrocknete, sondern ein befreites Mustern seiner selbst: Mann, war er straff geworden über Nacht. Wer hatte sich da in der restlichen Nacht an ihm zu schaffen gemacht, in bester Absicht, aber warum. Er ließ das Handtuch fallen, sah sich nackt, und da ließ der verführerische Anblick leider etwas nach. Die Körperpartien, die er ohnehin für vorbildlich missglückt hielt, zog es wieder nach unten, seine Augen, zuvor freudig geweitet, bekamen ihre Sehschlitzgröße zurück. Er reagierte, wie er immer reagierte, wenn ihm im Bad ein überdimensionierter Spiegel sein Normalmaß vorführte, er zog sich an. Also kein Wunder über Nacht, keine Verjüngung, der Alte, als der er sich schon seit seinem zwanzigsten Lebensjahr sah, war noch immer der Alte, der aber, und da wurde es nun wirklich problematisch, seine gute Laune irgendwie nicht loswurde. Fehlte nur noch, dass er ein Lied gepfiffen hätte. Spätestens dann hätte man sich Sorgen um ihn machen müssen. Der fröhliche Stipendiat. Er trat ans Fenster, sah hinunter auf den Marktplatz. Nichts verändert, und doch kam ihm alles anders vor. In das Grau der letzten Tage war ein warmer Schimmer geraten, der zögerliche Aufhellung betrieb. Eigentlich war er schon überall, aber für den berufenen Dichter, der er in diesem Augenblick war, lachen Sie nicht, begann das Hellerwerden erst jetzt mit seiner sanften Arbeit, langsam, sehr langsam arbeitete es sich von unten nach oben: Erst ließen sich die wenigen Leute, die auf dem Marktplatz waren, beglänzen, das entsprach nicht ihrer Absicht, es kam über sie und bedurfte keiner besonderen Reaktion. Manche schienen indes von einzelnen Lichtstrahlen gekitzelt zu werden, wie zum Spaß, erst zeigten sie sich noch ungerührt, aber das hielt nicht an, auf ihre eben noch grauen Gesichter geriet ein Lächeln. Das Helle wanderte weiter nach oben, verharrte auf der eben noch toten, nun aufnahmebereiten Rathauswand, fiel kurz zurück und spiegelte sich in den Scheiben eines leerstehenden, zuvor chronisch erfolglosen Geschäfts, aus dem man vielleicht doch noch etwas machen konnte, und ging dann in die Höhe, auf der er war, oben am Fenster. Von seiner bewährten Haltlosigkeit war nichts zu spüren, er fühlte sich kraftvoll und gestählt wie das Standbild auf der Brücke, hatte aber mehr an Beweglichkeit

zu bieten. Bevor er festen Schritts über knarrende Dielen in die Küche ging, um sich sein Frühstück zu machen, sah er noch, dass die Helligkeit auch im Hintergrund wirkte: Die relativ steilen, willkürlich bebauten Hänge am Rande der Stadt nahmen Haltung an im Licht; Baumlücken wurden geschlossen, Risse im Erdreich geglättet und, dies vor allem, mausgraues Terrain überzog sich mit ansehnlichem Grün, ein Vorgriff auf schönere Zeiten, für die nun auch er einstand, man konnte ihn beim Wort nehmen. Das war dann aber doch wohl etwas zuviel an positivem Gedankengut, er lachte, weiter keiner da, der das gesehen hätte, und als das Lachen wenig später in Schluchzen übergang, war fast alles so wie vorher. Nein, nicht ganz. Seine gute Laune blieb, erwies sich als hartnäckig, ließ sich jedoch ein wenig herabstimmen, so dass er einen ganzen Tag hinbekam, den er in milder Zufriedenheit zubrachte. Er warf den Computer an, übergang seine Lieblingsseiten, weil er sich in der Stimmung sah, Bedeutendes zu schreiben. Aber was? Er hatte, bevor er nach Calw gekommen war, einen vagen Plan gefasst: Wie wäre es, wenn er an seine Anfänge zurückging und wieder Gedichte schriebe? Fast jeder Autor, der meint, schreiben zu müssen, fängt mit Gedichten an, das ist, war Wunderlichs Meinung, eine der leichtesten Übungen, man bringt aufs Papier, was einem so durch den Kopf geht, aufdringliche, in private Poesie umgegossene Momentaufnahmen, zum schnellen Lesen und Vergessen freigegeben. Damals war er schon zur Prosa umgestiegen und betrachtete Lyriker, besonders solche, die sich dazu bekannten, nur Gedichte zu schreiben, ein wenig herablassend, wozu einer wie er aber keinen Grund hatte. Als er von einem Gedichte schreibenden Kollegen, der ein netter, zu leichter Umständlichkeit neigender Mensch war, erfuhr, dass dieser oft tagelang an einem einzigen Vierzeiler feilte, machte er sich darüber lustig. Wunderlich befand sich damals in seiner sogenannten geselligen Phase, er hielt sich für weltoffen, kommunikativ, konnte mit Leuten umgehen, und ein begabter Autor war er seiner Meinung sowieso, worin ihn auch die einzigartige Kritik bestärkte, die in jenen Tagen erschienen war. Cilla. Und wie weiter? Ja, wie weiter, das war die Frage, auch jetzt, da er Gelegenheit hatte, seinen vagen Plan zu verwirklichen. Er hatte eine Datei geöffnet, die aus frühen Gedichten bestand, öden Machwerken, so entbehrlich wie der morgendliche Anblick im Spiegel. Also weg damit, löschen, aber jetzt fingen die Probleme erst an. Ein leergeräumter Bildschirm sah ihn an, nicht streng, nicht fordernd, nur gleichgültig. Wenn es gut lief, war Wunderlichs Plans, aber es lief nicht gut, hätte er, in überschaubarer Zeit, einen ganzen Gedichtband zusammenbekommen, für den er einen schönen Titel hatte: *Calwer Frühling*. Das klang hoffnungsvoll, leicht beschwingt, fand er, auch jetzt noch im Calwer Winter, der bislang etwas Desillusionierendes hatte, was einem wie ihm aber nichts ausmachte, denn er war ja längst von Grund auf

desillusioniert, ihn konnte nichts mehr erschüttern. Oder doch? Außerdem befand er sich noch immer in seinem ersten Tag milder Zufriedenheit, da war Einverständnis angesagt, mit sich, mit dem Leben, mit der kleinen Stadt, in die es ihn, vorübergehend, verschlagen hatte. Er hätte also jetzt ein Gedicht über das Einverständnis schreiben können, aber allein der Gedanke machte ihn unendlich müde. Er fuhr den Computer herunter, brachte ihn, passenderweise, in Ruhestellung, in die er kurz darauf selber überwechselte. Er lag im Wohnzimmer auf einem leicht verschlissenen Sofa, auf dem schon soundsoviele Schriftsteller vor ihm die Waffen gestreckt hatten, ein Gefühl der Solidarität erwuchs ihm daraus nicht, eher nahm die Müdigkeit noch zu, die aber, wie er feststellen musste, von leiser Nervosität unterlegt war. Er lag auf dem Rücken, der ihm seit einiger Zeit, besonders morgens nach dem Aufstehen, einen dumpfen Anwesenheitsschmerz bescherte, an den man sich, wie an so vieles andere auch, gewöhnen konnte. Wenn er über diesen insgesamt etwas rätselhaften Schmerz nachdachte, kam es ihm so vor, als würde ihm, aus reiner Willkür, für die man aber niemanden haftbar machen konnte, eine zusätzliche Verkrümmung verordnet, er sank in sich zusammen, meinte er, was aber wohl nicht so dramatisch war, wie er es sich schmerz- und lustvoll ausmalte. Sein Hausarzt hatte ihn vor Jahren einmal zu einem Orthopäden geschickt, in der Ärztezunft neben den Urologen der entbehrlichste und meist auch unfreundlichste Berufsstand. Es sollte einem Verdacht auf Morbus Bechterew nachgegangen werden. Da hatte es Wunderlich, der sich, auch weil er um Arztpraxen am liebsten einen großen Bogen machte, für chronisch gesund hielt, mit der Angst zu tun bekommen; allein der Name der Krankheit klang wie eine Drohung, und er erinnerte sich an einen Fernsehfilm, in dem es um das Schicksal von Morbus Bechterew-Patienten ging, allesamt bedauernswerte Gestalten, die das Schicksal derart unversöhnlich in Beugehaft genommen hatte, dass sie am Ende mit der Nase fast den Erdboden berührten. Was er, der für sich selbst ein stabiles Gefühl interessierter Gleichgültigkeit entwickelt hatte, sonst nur vom Hörensagen kannte, kam nun über ihn, er hatte Angst. Er überlegte, den Besuch beim Orthopäden abzusagen, aber während er sich diesen Überlegungen hingab, meinte er einen neuen Verkrümmungsschub im Rücken zu spüren, seine Nase zog es schon nach unten. So brachte er den Arztbesuch dann doch hinter sich, mit zitternden Knien und klammem Herzen. Es war aber weniger schlimm als befürchtet, was auch daran lag, dass der Orthopäde, der noch in Gegenwart seines Patienten mit einem Cateringservice telefoniert hatte, ihn zügig untersuchte, die Prozedur dauerte weniger als zwei Minuten. „Ausziehen“, sagte er zu Wunderlich. „Bitte“, sagte der. „Danke“, antwortete der Arzt. Er schlug ihm mit einem Hämmerchen auf die rechte Kniescheibe, worauf sein Patient mit dem linken Bein ausschlug und den Arzt fast getroffen hätte. „Am Knie hab

ich's nicht“, sagte Wunderlich, „eher schon im Rücken. Wie Sie der Überweisung entnehmen können, besteht ein Anfangsverdacht auf Morbus Bechterew...“ „Ja, könnte sein“, sagte der Arzt, und da war sie wieder, die Angst.

„Könnte aber auch nicht sein. Sie sollten das beobachten.“

„Ist das alles? Wollen Sie mich nicht genauer untersuchen?“

„Nein, will ich nicht. Keine Zeit und, ehrlich gesagt, auch keine Lust. Ihr Rücken ist zwar ziemlich verkorkst, und Sie sehen auch sonst nicht sehr gesund aus, aber für einen richtigen Bechterew reicht das nicht. Noch nicht.“ Da lachte er, der Orthopäde, hatte auf einmal gute Laune. „Wenn Sie Bechterew im finalen Stadium haben, kommt Freude auf, kann ich Ihnen sagen. Sie können sich aber damit trösten, dass die Krankheit nicht jeder bekommt, sie ist sozusagen eine Auszeichnung. Auf Wiedersehen.“

Auf der Schriftstellercouch lag Wunderlich, konnte sich dort selbst therapieren, war stattdessen aber noch einmal in der Praxis des Orthopäden gewesen, um sich eine Diagnose bestätigen zu lassen, auf die man auch vorher schon kommen konnte: Wer im Verdacht steht, eine schwere Krankheit zu haben, sollte nicht darauf wetten, dass er sie auch wirklich hat; das Leben kennt keine enge Beweisführung, und die meisten Studien sind für den Arsch. Den letzte Satz wiederholte er, tatsächlich, er sprach jetzt mit sich selbst. Bis vor kurzem hatte er noch gedacht: Damit geht's los, wer das Wort an sich selbst richtet, bereitet seinen Einstieg in die vielfältige Welt der Demenz vor, man wird ihn holen kommen, früher oder später. Lieber später, sagte Wunderlich. Alles für den Arsch. Er stand auf, ging durch den Flur ins Wohnzimmer, öffnete das Fenster, weil er ein Zigarillo zu rauchen gedachte. Ein Schwall kalter Luft kam herein, im Gefolge hatte sie ein paar dünne Schneeflocken. Dieser Winter kannte kein Ende, und der Frühling würde noch eine Ewigkeit auf sich warten lassen. Egal, sagte der vergnügte Wunderlich zu sich selbst, egal, wir ziehen den Sommer vor. Alles für den Arsch.

4

„Sehr geehrter Herr Dr. Lötzbeier!

Ich bitte um Nachsicht, dass ich diesen Brief an Sie ohne diplomatische Umschweife beginne, für die ich – nicht zuletzt in meiner kürzlich zu Ende gegangenen politischen Laufbahn – ohnehin kein Talent hatte. Ich habe die Dinge nun mal gern beim Namen genannt und bin

auch heute noch, als wehrhafte Altersteilzeiterin, der Meinung, dass mit falscher Rücksichtnahme niemandem gedient ist.

Zur Sache also. Seit gut einer Woche weilt der neue Hermann Hesse-Stipendiat unter uns, ein gewisser Dr. Gerald Wunderlich. Die Jury hat ihn, aus mir gänzlich unerfindlichen Gründen, ausgewählt und nach Calw eingeladen, wo er nun im Geburtshaus Hesses in der sogenannten Stipendiaten-Wohnung haust und vermutlich mehr trinkt als schreibt. Ich kenne diesen Mann, er ist mir, in meiner Amtszeit als Drogenbeauftragte der Landesregierung, immer wieder auffällig geworden, hat aber wohl – leider, leider, darf ich hinzufügen – an anderer Stelle weitaus weniger Negativaufmerksamkeit gefunden, als ich es erwartet und für richtig befunden hätte. Dabei lag der schädliche Einfluß, den der Autor Wunderlich ausgeübt hat, offen zutage, man musste nur genauer hinschauen.

Wie Sie wissen, war es mein Bestreben, den Drogenkonsum, insbesondere den von Alkohol, auch und gerade in den von mir sogenannten Duldungsreservaten zu bekämpfen, also etwa in der Welt der Künste, der Literatur und der Medien, die sich noch immer einer Sonderrolle und übertriebener Wertschätzung erfreuen. Dort gilt der Suff, lassen Sie mich das so deutlich sagen, noch immer als chic, desgleichen wird noch immer geraucht, dass es nur so qualmt und den Feuerlöschern ein Fehlalarm nach dem anderen zugemutet wird. In meinem jahrelangen Kampf, diesen hypersensiblen Bereich durchzulüften und trockenzulegen, bin ich, zugegeben, nicht allzu erfolgreich gewesen, was mich indes nicht hat resignieren lassen, im Gegenteil. Nun, als Ruheständlerin, die sich diesbezüglich eher im Unruhestand befindet, habe ich vielleicht sogar mehr Möglichkeiten als früher, da ich mich nicht mehr an parteipolitische Absprachen und faule Kompromisse halten muß.

So kann ich mich zum Beispiel auch in einen Vorgang einmischen, von dem Sie, verehrter Herr Oberbürgermeister Lötzbeier, vielleicht sagen, dass er mich gar nichts angeht.

Schließlich ist der Hesse-Stipendiat Wunderlich ordnungsgemäß von einer Findungskommission benannt worden (s.o.), die sich, werden Sie sagen, ihre Arbeit nicht leicht gemacht und nach bestem Wissen und Gewissen entschieden hat. Genau das aber wage ich zu bezweifeln, für mich ist die Entscheidung ein mittlerer Skandal, zu dem ich nicht schweigen kann. Wie gesagt: Ich kenne Herrn Dr. Wunderlich, er ist ein Alkoholiker, der seine Sucht – für diejenigen, die zu lesen verstehen – ohne jede Scheu öffentlich gemacht hat und sich dazu noch immer, hohnlächelnd, vermute ich mal, bekennt. Dabei möchte ich ausdrücklich betonen, dass es mir nicht um literarische oder weltanschauliche Zensur geht: Jeder soll schreiben und denken können, was er will, aber er muß sich dabei an gesellschaftliche Übereinkünfte halten, die mittlerweile – auch dank meines Zutuns –

gesundheitspolitisch strenger und überzeugender ausgerichtet sind als früher. Vorbei die Zeiten, da jeder Raucherlümmel die Luft verpesten konnte, wie er wollte, die Dicken, unbeobachtet und unbewacht, hemmungslos immer dicker werden durften, ohne dass Verwarnungen ausgesprochen und Bußgelder verhängt worden wären, vorbei auch die Zeiten, da man den Autofahrern alles durchgehen ließ und unsichtbare Wüstenstürme aus Feinstaub durch unsere Innenstädte waberten. Nur die Alkohollobby hat bis jetzt jeden Verordnungskrieg überstanden; sie ist zwar schwächer geworden, hält ihre Reihen aber noch immer geschlossen und unterwandert die Front ihrer Gegner, so dass es oft genug vorgekommen ist - (ich spreche da, wie Sie wissen, aus eigener Erfahrung) -, dass am Ende eines Entscheidungsfindungsprozesses veritable Suffköpfe über prohibitive Alkoholverordnungen zu befinden hatten. Wie das ausging, war von vornherein klar: Ich habe an solchen Sitzungen oft genug teilgenommen und werde die Triefaugen und Säufernasen ehemaliger Kollegen bis an mein Lebensende nicht vergessen.

Zurück zu Herrn Wunderlich, der seit Beginn seines unglückseligen Schaffens in geheimer Mission für ebendiese Alkohollobby tätig zu sein scheint, wobei es sich meiner Kenntnis entzieht, ob er dafür in Cash oder Naturalien entlohnt wurde – (ich nehme mal an, letzteres). Schon in Wunderlichs erstem Roman mit dem unverfänglich klingenden Titel „Der Wunsch zu gehen“ wird auf jenes bereits erwähnte Milieu verwiesen, das sich im Medienbereich, in Literatur und Kunst sowie leider auch in Parteizentralen und an verdeckt tagenden Politikerstammtischen breitgemacht hat. Der Held des Romans ist ein Intellektueller von der traurigen Gestalt. Was er denkt, ist nicht der Rede wert, wohl aber, was er trinkt, und das ist nicht wenig. In seinem Erstling führt Wunderlich eine Tätigkeit vor, die er später einmal, euphemistisch und dreist zugleich, als die „Kunst des metaphysischen Trinkens“ bezeichnet hat, was nichts anderes heißt, als dass seine Figuren, allesamt Seelenkrüppel der anmaßendsten Art, gar nicht leben können bzw., noch schlimmer, gar nicht leben wollen, ohne ständig zu saufen. War „Der Wunsch zu gehen“ noch ein vergleichsweise harmloser, insgesamt auch recht ungelinker Einstieg in die Welt der Literatur, die m. E. heute mehr denn je unter Orientierungslosigkeit leidet, so legte Wunderlich mit seinem zweiten Roman ‚Jahressommer‘ ein Werk vor, das die Handschrift eines Alkoholikers verrät, dem jegliche Verschämtheit abhanden gekommen ist. Eine wirre Handlung wird vor dem Leser ausgebreitet, sie scheint dem Kopf eines wahrnehmungsgeschädigten Trinkers entsprungen zu sein, der sich zwischen dem vierundzwanzigsten und vierunddreißigsten Drink seiner Wahl von der Müdigkeit überwältigt sieht und einem Tagtraum verfällt, in dem sich Wahn und Wirklichkeit endgültig vermischen. Besonders ärgerlich dabei ist, dass Wunderlich einen

Tonfall angestrebter Heiterkeit wählt und dazu mit Licht- und Landschaftsmetaphern spielt, die dem Leser suggerieren, dass das Leben eine lockere Angelegenheit ist, wenn man es denn nur leicht genug nimmt und ausreichend Getränke auf dem einmal eingeschlagenen Lebensweg bereitstehen. Das ist z.B. auch die Botschaft einer Schlüsselszene im ‚Jahressommer‘, dessen Ich-Erzähler schon auf der Fahrt zu einem Vorstellungsgespräch in Freiburg so viel säuft, dass er bei seiner Ankunft im Bahnhof bereits 2,1 Promille hat – (ich habe das seinerzeit von einer Mitarbeiterin meines Referats überprüfen lassen). Danach wird es noch dreister: Der Erzähler, schon ordentlich abgefüllt, trinkt auf dem Freiburger Münsterplatz hemmungslos weiter, der ihm nur als Zwischenstation dient, um sich von dort schwankenden Fußes an den Ort des Vorstellungsgesprächs zu bemühen, das er, so der von uns geschätzte Wert, mit 2,9 Promille absolviert, wobei er, welcher ein Vorbild für unsere Arbeitswelt!, letztendlich sogar noch erfolgreich zu sein scheint. O-Ton Wunderlich, ich muß das leider zitieren: ‚Ich verbreitete mich über den Förderungsgedanken. Am liebsten würde ich nur mich selber fördern, was nicht nur von außerordentlichem Qualitätsbewußtsein zeugt, sondern auch von ökonomischem Verantwortungsgefühl, erklärte ich. Aber ich lasse auch mit mir reden. Wenn jemand gut ist, soll er gefördert werden. Und gefordert. Ein gewisses Qualitätsbewusstsein ist unbedingt vorauszusetzen. Wer gefördert wird, soll ordentlich schreiben, malen, hämmern, basteln, baggern, komponieren, dreheln, drehen, schnitzen, schmatzen, trinken. Wieso trinken? wurde ich gefragt. Hab' ich trinken gesagt? Ich hielt dem grauen Herrn mein Glas hin, er schenkte nach. Trinken Sie eigentlich viel? fragte er. Auf einmal hatte ich dieses Zittern in der rechten Hand, das mich lange begleitet hat. Der Wein schwappte über. Nein, sagte ich, das meiste verschütt' ich. Ich sah an ihm vorbei, sah durch die Bäume hindurch in das ganz andere Land hinter dem Garten. Über den Hügeln kamen Nacht und Tag zusammen. Bäume bogen sich im Wind. Ich hörte nichts, sah nichts. Alles nur Traum, schwebend leichter Schlaf.‘

Soweit der von Ihrer Jury erwählte Hesse-Stipendiat in einem seiner frühen Bücher. Dieser Mensch, Herr Dr. Lötzebeier, will uns weismachen, dass man seinen Alkoholismus nur zum metaphysischen Trinken empor stilisieren muß, um danach durchs Leben zu kommen wie ein unkündbarer Traamtänzer. Für mich ist eine solche Haltung, obwohl sie nur über Bücher in überschaubarer Auflage transportiert wird, noch immer ahndenswert; ich bin aber leider nicht mehr in Amt und Würden, um die nötigen Schritte einzuleiten. Dennoch oder gerade deswegen bitte ich darum, mein Schreiben den Damen und Herren Ihres Auswahlgremiums zur Kenntnis zu geben. Die Sache ist noch nicht ausgestanden, Sie hören von mir. Mit freundlichem Gruß: Dr. Melanie Stahlknecht.“

5

„Man geht also mal wieder seinem sozialen Gewissen nach“, sagte Berghoff.

„Man kann mich mal!“ sagte Susanne.

„Gern. Wann und wo? Allzeit bereit.“

„Im Gegensatz zu dir hab' ich noch ein soziales Gewissen“, sagte Susanne. Da war sie schon an der Tür. Zum Thema soziales Gewissen wäre ihm aber auch so nichts mehr eingefallen. Einmal in der Woche fuhr Susanne in das ein nah gelegene Bad Liebenach und kümmerte sich dort um eine Dame, die beizeiten ein Seniorenstift bezogen hatte, obwohl sie noch gar nicht so alt war. Frau Bleck hieß die Dame, sie hatte auch einen Vornamen, mit dem sie aber geheimniskrämerisch umging, weil er, wie sie sagte, vorbildlich missglückt sei; ihre Eltern, Gott hab sie selig, hätten da eindeutig daneben gelegen, so dass sie einige Male daran gedacht habe, einen neuen Vornamen zu beantragen, das geht ja, wie man am Beispiel der Ministerpräsidentin eines benachbarten Bundeslandes sehen könne, die ihren Mädchennamen Marie-Luise so fürchterlich fand, dass sie daraus Malu machte, was behördlicherseits auch genehmigt und in den entsprechenden Papieren festgehalten wurde. „Dabei ist Marie-Luise doch überhaupt nicht schlimm“, sagte Frau Bleck. „Malu find' ich viel schlimmer. So könnte die Hauptfigur eines Kinderbuchs heißen, das ein Autor geschrieben hat, der keine Kinder hat.“ Dabei sah Frau Bleck ein wenig traurig aus. Sie hatte keine Kinder, hätte aber gerne welche gehabt, wie sie Susanne einmal in einem Anflug persönlicher Mitteilbarkeit verriet, zu der sie sich ansonsten nur mit Blick auf allgemeinere Belange aufgerufen fühlte. „Sie erzählen mir ja auch nichts aus Ihrem Leben“, sagte Frau Bleck. „Bei mir gibt's nichts zu erzählen.“

„Sehen Sie, bei mir auch nicht. Deswegen mögen wir uns auch so sehr. Wir sind Seelenverwandte. Oder mögen Sie mich etwa nicht?“

„Doch, ich mag Sie. Ein bisschen mehr von Ihnen zu erfahren, wär' aber nicht schlecht.“

„Kommt vielleicht noch. Wenn es an der Zeit ist.“

Susanne fuhr Frau Bleck durch den um diese Jahreszeit arg gerupft wirkenden Kurpark von Bad Liebenach, das, wie fast alle Heilbäder, schon deutlich bessere Tage gesehen hatte. Frau Bleck saß seit einiger Zeit im Rollstuhl, warum, wusste man nicht so recht. „Es ist keine MS wie bei der Ministerpräsidentin Malu“, sagte Frau Bleck.

„Was ist es dann?“

„Keine Ahnung, die Ärzte tappen da, wo sie immer gerne tappen, nämlich im Dunkeln. Fakt ist, dass ich zuletzt komische Schwächeanfälle hatte, ich bin auch zwei-, dreimal umgefallen. Da hat man mich dann hochgehoben, mich aufs Bett geworfen und beschlossen, dass ich vorsichtshalber in einen Rollstuhl soll. Eigentlich bin aber kerngesund. Das blühende Leben sozusagen. Oder wohl doch eher das verblühende Leben?“

Frau Bleck war früher Lehrerin gewesen, danach Literatur- und Kunst-Dozentin an einer Akademie, die es inzwischen nicht mehr gab. „Dank meiner gütigen Mitwirkung“, sagte Frau Bleck. „Meine Kurse waren die schlechtbesuchtesten, um es mal etwas schief auszudrücken.“ „Glaub ich nicht. Kann ich mir auch nicht vorstellen. Sie waren doch bestimmt eine charmante und witzige Lehrerin, der man gerne zugehört hat. So wie ich Ihnen auch noch immer gerne zuhöre.“

„Ach, Mädels“, sagte Frau Bleck und lächelte. Wenig später saßen sie auf ihrer Lieblingsbank im Kurpark. Von hier aus konnte man auf einen Teich schauen, der im Frühjahr und Sommer sogar Tretbootverkehr aufzuweisen hatte. Jetzt aber lag er still und graubraun unter einer müden Wintersonne, die es leid hatte, sich immer wieder durch Hochnebelbänke und Dunstschleier kämpfen zu müssen. „Ich mag den Winter nicht“, sagte Frau Bleck, „hab ihn nie gemocht. Eine absolut entbehrliche Jahreszeit. Wenn es eine Partei gäbe, die für die verlässliche Abschaffung des Winters eintreten würde – meine Stimme bekäm’ sie.“

„Meine auch“, sagte Susanne, der auf einmal ganz wehmütig zumute war, das hatte sie in letzter Zeit öfter. Sie fühlte sich dann wie eine Frau, der man das Jungsein entzog, sie hatte es verspielt. Zur Strafe wurde sie schneller alt als andere, man konnte ihr förmlich dabei zusehen.

„Alles in Ordnung?“ fragte Frau Bleck. „Sie sehen ein wenig traurig aus, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten.“ Susanne schwieg. Man kann viel erzählen, von Gott und der Welt beispielsweise, aber von sich selbst? Susanne hatte da immer ihre Schwierigkeiten gehabt, im inneren Bezirk war sie scheu und wortkarg. Nur nicht zuviel von sich preisgeben, war ihre Devise gewesen, schon immer, auch zu Schulzeiten, wo sie dennoch als kommunikativ und einfühlsam galt, sie konnte nämlich zuhören, eine Eigenschaft, die man nicht unterschätzen sollte.

„So lange hören Sie mir nun schon zu“, sagte Frau Bleck. „Und fahren mich geduldig durch die Gegend. Aber, um darauf zurückzukommen: Von Ihnen selbst weiß ich wenig.“

„Ich doch auch nicht“, sagte Susanne. „Wenn ich in mich hineinhöre, kommt nichts zurück. Das ist irgendwie brachliegendes Gelände.“

„Sie können es doch als Bauland ausweisen, dafür ist es nicht zu spät. So jung wie Sie noch sind.“

„Haben Sie eine Ahnung.“ Susanne lachte. „Ich fühl' mich, als sollte ich auch schon einen Platz im Seniorenstift beantragen.“

„Gern. Im Nachbarzimmer ist gestern was frei geworden. Die alte Frau Weniger hat, wie heißt es so schön, das Zeitliche gesegnet, das ihr zuletzt aber völlig wurscht war. Für die meisten galt sie als völlig dement, eine leere Hülle, in der niemand mehr steckte, mit dem man etwas anfangen konnte.“

„Haben Sie sie auch so gesehen?“

„Ich fand sie manchmal erstaunlich präsent, da hatte sie einen wachen Blick, berichtete aus ihren weit zurückliegenden Glanzzeiten, in denen sie wohl so etwas war, was wir früher einen heißen Feger genannt haben. Kein Kind von Traurigkeit.“

„Und wie war das bei Ihnen? Ich könnte mir vorstellen, dass Sie auch kein Kind von Traurigkeit waren.“

„Stimmt. Das hat bis heute angehalten, auch wenn es im Alter eigentlich nur noch um Schadensbegrenzung geht.“

„Wie meinen Sie das?“

„Man darf die traurigen Gedanken nicht zu stark werden lassen. Das ist ein Kampf, den man zwar letztlich nicht gewinnen kann, der aber unbedingt geführt werden muß. Im eigenen Interesse. Überlebensinteresse, könnte man auch sagen, was aber vielleicht ein bisschen dick aufgetragen ist.“

„Traurige Gedanken sind kein Privileg des Alters“, sagte Susanne und mußte wieder lachen.

„Wissen Sie, dass Sie unglaublich süß aussehen, wenn Sie lachen“, sagte Frau Bleck. „Ich als Hundertjährige könnte mich da glatt in Sie verlieben. Aber sicher gibt's auch ein paar Männer, denen es ähnlich geht ...“

„Themenwechsel. Ich glaube, es wird Frühling. Mit dem Winter sind wir durch.“

„Gibt es keinen Mann in Ihrem Leben?“

„Es gibt viele Männer in meinem Leben.“

„Aber keinen für die Liebe?“

„Welche Liebe meinen Sie?“

„Stellen Sie sich nicht dümmer, als Sie sind. Ich meine nicht, dass man zwischendurch mal einen Mann fürs Grobe braucht.“

„Sondern?“

„Einen Mann, mit dem Sie eine Familie gründen wollen, Kinder bekommen, das ganze Programm. Ich weiß, klingt alles fürchterlich altmodisch.“

„Gar nicht altmodisch. Aber den Richtigen habe ich noch nicht gefunden.“

Sie fuhren zurück zum Heim. Die blasser Wintersonne war nicht mehr ganz so blass, ein leiser Wind ging. „Langsam wird es Zeit“, sagte Susanne.

„Mit was? Wir müssen noch nicht zurück. Ich bin eine freie Alte, wenn ich will, hab' ich Ausgang bis zum Wecken.“

„Es gibt diesen blöden Spruch von der biologischen Uhr ...“

„Die bei Ihnen tickt?“

„Ja, ich glaub' schon.“

„Der Spruch ist wirklich blöd. Aber er hat einen wahren Kern. So wie auch ein anderer blöder Spruch seinen wahren Kern hat ...“

„Welcher?“

„Der von dem Mann, mit dem man zusammen alt werden möchten.“

„Ich will überhaupt nicht alt werden“, sagte Susanne. „Weder mit noch ohne Mann.“

„Ich auch nicht“, sagte Frau Bleck.

„Wenn ich aber schon alt werden muß, woran ja wohl kein Weg vorbei führt, dann möchte ich so werden wie Sie.“

Da warf Frau Bleck die Bremse ein, der Rollstuhl blieb abrupt stehen. Sie stand auf, scheinbar ohne Mühe, umarmte Susanne. „Weiter“, sagte sie dann. „Bevor die Sentimentalitäten überhand nehmen.“

Als sie am Heim ankamen, hatte sich die Sonne zurückgezogen. Dünne graue Wolken zeigten sich an einem tiefer gelegten Himmel, die Dämmerung kam. „Von wegen Frühling“, sagte Frau Bleck. „Es geht weiter wie immer. Die schönen Jahreszeiten sind schon lange in Schönheit gestorben. Wußten Sie übrigens, dass wir jetzt auch eine kleine psychiatrische Abteilung in unserer entschieden zu teuren Seniorenresidenz haben? Für die schwierigen Fälle, bei denen man aber trotzdem noch nicht die Hoffnung aufgeben hat. Keine geschlossene Abteilung, sondern eine mit Freigang und seelenklemperischer Betreuung.“

„Warum erzählen Sie mir das? Will man Sie der Psychiatrie überstellen?“

„Wer weiß. Auf jeden Fall bin ich auch ein schwieriger Fall. Und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben.“

Er hatte das eine oder andere Glas Wein getrunken, kein ganz guter Tropfen, ein sogenannter Trollinger, über den, soweit er wusste, weitaus mehr warnende als lobende Kommentare in Umlauf waren, aber es handelte sich dabei um ein Sonderangebot aus dem hiesigen *Kaufland*, dem er nicht widerstehen konnte, also eingepackt, und zurück in die Wohnung. Es war kalt und schneeregnerisch, ein Widerruf der anderthalb Frühlingstage, die es zuvor angeblich schon gegeben hatte; in seiner Plastiktüte gerieten zwei, drei mit praktischem Schraubverschluß versehene Literflaschen aneinander, ein ermutigendes Geräusch. Calwer Mitbürger kamen ihm entgegen, sahen ihn an, nicht direkt, sondern mit Schrägblick von der Seite. Ein Penner, sagte er sich vergnügt, sie halten mich für einen Penner. Seine gute Laune hatte bis jetzt gehalten, ein Phänomen, besorgniserregend eigentlich, wenn man ihn kannte, aber wer kannte ihn schon. Es geht mir gut, war die Tageslosung, die er sich jeden Morgen ausgab. Es geht mir gut, ich bin ein Trollinger. Jetzt stand er oben am Fenster, das Glas mit dem weinähnlichen Gesöff auf der Fensterbank abgestellt, da musste er aufpassen, dass er mit seinen oft fahrigen Bewegungen nichts umschmiss. Einmal, zu später Stunde, war ihm das passiert, als er das Fenster öffnete, weil er, nach alter Sitte, noch sein Zigarillo rauchen wollte. Da hatte er das Glas auf der Fensterbank umgehauen, und es fiel nicht in die Wohnung, sondern zerschellte unten auf dem Marktplatz, haarscharf am Kopf eines friedliebenden älteren Herrn vorbei, der vermutlich auch schon ein paar Trollinger in sich abgefüllt hatte und tappenden Schrittes auf dem Heimweg war. Er erschrak zu Tode, aber doch nicht ganz, denn Wunderlich hörte noch einen schwäbischen Fluch, bevor er das Fenster schloß. Für eine Entschuldigung war es ohnehin zu spät, sie hätte auch keinem was gebracht, das Glas kaputt, der Trollinger, um den es am wenigsten schade war, auf Calwer Grund und Boden versickert, und der ältere Herr, der ja überlebt hatte, bewegte sich als Schattenmann marktaufwärts, in Richtung seiner vermuteten Heimat. Wunderlich stellte sein Glas auf dem Fußboden ab, machte das Fenster auf, so konnte nichts passieren. Er überlegte, dass nächtliches Gläserwerfen vielleicht ein ganz guter Abendsport sein könnte, natürlich nur, wenn Zielfiguren unten vorbei gingen, die man, mit ein bisschen Glück und dem scharfen, durchdringenden Blick, den man beim Gläserwerfen braucht, auch treffen konnte. An diesem Abend, zu vorgerückter, vom Trollinger fast schon lahmgelegter Stunde, war sein Blick aber längst nicht mehr scharf, auch nicht durchdringend. Eher etwas doppelverglast und von Schlieren überzogen, das Rathaus gegenüber hatte auf einmal einen Zwillinganbau bekommen, in dem es zusätzliche schwarze Fenster gab, in denen schon die Scharfschützen warteten, um auf den amtierenden Hesse-Stipendiaten, der

zum Penner geworden war, anzulegen. Zu Bett! sagte Wunderlich, der in seiner Wohnung inzwischen ungeniert mit sich selber sprach. Draußen, im Publikumsverkehr, ging er noch gegen seine Wunderlichkeit an, bemühte sich um Haltung, überprüfte sein Äußeres, achtete darauf, dass er halbwegs ordentlich gekleidet war, Hosenstall zu, die Schuppen vom Sakko oder Pullover geklopft, bevor's losging und Menschen ihn in Augenschein nehmen konnten. Er versuchte sich darauf zu konzentrieren, dass er möglichst nur sprach, wenn es auch tatsächlich ein Gegenüber gab, mit dem es etwas zu verhandeln gab, etwa wenn er Zigarillos holte oder an der insgesamt gut bestückten Imbiß-Theke im *Kaufland* zwei Scheiben Fleischkäse „zum Mitnehmen“ verlangte, die ihm auch widerstandslos und ohne dass die Blicke der Verkäufer besondere Irritationen verrieten ausgehändigt wurden.

Insgesamt aber ließ es sich längst nicht mehr verhehlen, und er hätte dafür auch gar nicht erst die dankenswerte Einladung nach Calw annehmen müssen: Es stand nicht gut um den Kameraden Wunderlich, so nannte er sich neuerdings im abendlichen Zwiegespräch, das nur von ihm bestritten wurde. Nicht gut, er war im Niedergang begriffen, hatte aber das, was ihm da schleichend widerfuhr, nicht begriffen, sondern konnte es nur hinnehmen. Dennoch diese fein um ihn gelegte Heiterkeit, sie machte alles erträglich, ja mehr als das, sorgte für eine Stimmung, die sich als metaphysischer Frohsinn benennen ließ, zu der wiederum das metaphysische Trinken passte, von dem er, wenn er sich recht erinnerte, einmal in einem Interview gesprochen hatte, damals in deutlich besseren Tagen, als er noch straff und taff war, und man in literarischen Kreisen zumindest gelegentlich noch wissen wollte, was er so dachte, machte und schrieb. Das metaphysische Trinken war aber wohl gar nicht gut angekommen, damals, Gutmenschen und Bedenkenträger hatten die Macht übernommen, Gesundheitsapostel und Leichtdrogenfahnder ihre Netze ausgeworfen, in denen sich jeder verfangen musste, der es mit seinem Leibes- und Seelenwohl nicht mehr vorschriftsmäßig ernst meinte. Besonders eine Frau, sie stand wohl in öffentlichen Diensten, hatte sich mächtig ereifert, wie hieß das Weib noch mal, es fiel ihm nicht ein, so wie ihm auch immer noch nicht *ihr* Nachname eingefallen war. *Cilla*. Kamerad Trollinger meldet sich ab! Wunderlich salutierte vor dem großen fleckigen Spiegel im Bad. Mein Gott, was war aus ihm geworden. Ein alter Dummkopf, der zu den deprimierendsten Erwartungen berechtigte. Vom metaphysischen Trinken, bei dem er sich seinerzeit ja durchaus etwas gedacht hatte, war nur noch das Trinken geblieben. Die eifernde Alte, damals, hatte recht, aber sie hatte kein Recht, ihn als Negativbeispiel hinzustellen. Seit jener Zeit war er allergisch gegen jegliche Form von Lebensstilregulierung, besonders wenn diese im Gewand wohlmeinender, ja besorgter Argumente daherkam. Irgendwann, da ging es ihm aber noch besser, hatte er angefangen,

literarisch zurückzuschlagen, was aber kaum mehr zur Kenntnis genommen wurde, er war auf dem Weg zum Auslaufmodell. Immerhin hatte er noch ein kleines Büchlein fertig gebracht, das aus der vermuteten Sicht eines gesundheitspolitischen Scharfmachers geschrieben war, der sich, rückblickend und rückwirkend, an Goethes immensem Weinkonsum rieb. Gar nicht so schlecht, das Büchlein, wie hieß es noch mal, womöglich hatte er es auch unter Pseudonym geschrieben war, das ihm aber, klar doch, zwischenzeitlich entfallen war. Trollinger, sagte Wunderlich, vielleicht hieß ich damals Trollinger. Und er salutierte noch einmal vor dem Spiegel. Nicht weinen, Kamerad, sagte er dann noch. Nicht weinen.

7

Adrian Berghoff hatte eine Idee, während es auf einmal strahlend hell wurde in Calw. Eine Erleuchtung, die mit der Sonne kam, die sich so lange rar gemacht hatte. Vom trübsten und lichtärmsten Winter seit Beginn der Wetteraufzeichnungen war die Rede, aber jetzt fuhr das Licht dazwischen. Mit schneidendem Strahl; in der Redaktion wurden die wenigen Leute, die noch da waren, die meisten hatten sich gleich zügig ins Freie abgesetzt, förmlich geblendet. Berghoffs Bildschirm war eine gleißende Scheibe, nichts mehr zu erkennen, so wie auch im Leben des Redakteurs, der jeden Tag vor ihm Platz nahm, zuletzt nichts mehr zu erkennen gewesen war. Kein Ziel, kein Inhalt, kein Sinn und Verstand. Zugegeben, das hörte sich dramatisch an, war auch wohl übertrieben, aber in den langen, ereignislosen Abenden zuhause kam er sich vor wie einer, der kurz davorstand, die Bewährung, auf die man ihn einst ins Erwachsenendasein entlassen hatte, zu verspielen. Unwiderruflich. Nein, eben nicht unwiderruflich, noch war Zeit, nicht viel, er musste sich sputen, und davon handelte auch die Idee, die ihm im jähen Sonneneinfall gekommen war. Und mit Susanne hatte die Idee zu tun, natürlich, mit wem sonst, Susanne, die sich zuletzt in Andeutungen erging, sie klangen nicht sehr positiv. Man hätte fast meinen können, dass sie eine ähnliche Stimmungslage mit sich herumschleppte. Wenn das so war, was er aber irgendwie nicht glauben konnte, war es erst recht Zeit, etwas zu tun. Dafür musste er Vorbereitungen treffen, aber nicht bei diesem Wetter. Also verließ auch er jetzt die Redaktion, keiner mehr da, doch, Dörthe saß im Empfang. „Geht ihr nur alle“, sagte sie. „Laßt mich ruhig allein.“ Obwohl sie am schattigsten Platz von ganz Calw saß, hatte sie eine Sonnenbrille auf. Vor dem Verlagsgebäude überlegte Berghoff, ob er nach links oder rechts gehen sollte, egal, hier waren alle Wege überschaubar und endeten, früher oder später, dort, wo sie ihren Anfang nahmen. Kreisgang. Ein Philosoph,

ein ganz schwerverständlicher, hatte davon wiederholt gesprochen, ein Schwabe, soweit sich Berghoff erinnerte, der mal zwei Semester Philosophie studiert hatte, danach war ihm ganz wirr im Kopf, in dem es damals ohnehin nicht sehr geordnet zugeht, und er gab den philosophischen Wissensdienst mit beträchtlicher Erleichterung wieder auf. Er ging durch die Fußgängerzone, in der sich gerade sämtliche Einwohner von Calw zu drängen schienen. Vor den Cafés und Eisdielen saßen die Leute, blinzelten in die Sonne und trauten dem Frieden noch nicht, denn der Wetterbericht hatte eine Rückkehr des Winters angekündigt, und zwar in verschärfter Form, mit eisigen Winden und Schneeverwehungen, wer's glaubte. Berghoff ging den Hirsauer Wiesenweg, über den sich schon Altmeister Hesse ausgelassen hatte. Hier verloren sich die Leute, nur drei, vier Spaziergänger waren unterwegs. Einen davon, der vor ihm ging, mit leicht wackligem Schritt, kannte er, es war der diensthabende Hesse-Stipendiat. Gemessen am gerade herrschenden Licht- und Wärmeinfall war der Mann entschieden zu dick angezogen, er hatte eine gepolsterte schwarze Winterjacke an, darüber hing ein Schal, und auf dem Kopf trug er eine Schlumpfmütze, was, in Anbetracht der Witterung, etwas deplaziert wirkte. Wunderlich ging nicht schnell, er schien nicht gut zu Fuß zu sein. Zwischendurch kam er leicht vom Weg ab, driftete nach rechts, fing sich aber wieder. Ab und zu knickte ihm das linke Bein weg, eine insgesamt fast schon erheiternd anmutende Fortbewegungsart, die aber wohl, ahnte Berghoff, nicht ganz freiwillig vorgenommen wurde. Als er auf gleicher Höhe mit Wunderlich war, grüßte er, wollte danach Tempo aufnehmen, um einer drohenden Kontaktaufnahme zu entkommen. Vergeblich, Wunderlich blieb stehen. „Kamerad“, sagte er. „Wie bitte?“ Der Mann hatte einen merkwürdigen Blick, Trauer war darin, aber auch eine Heiterkeit, die mit den hiesigen Gegebenheiten nichts zu tun hatte. „Der Herr Journalist“, sagte Wunderlich, „vom Calwer Boten. Bergmann, nicht wahr.“ „Berghoff. Und die Zeitung heißt Calwer Anzeiger. Aber sonst stimmt alles. Wie geht's Ihnen denn so?“ „Gut. Mir geht's gut. Auch wenn das Befinden insgesamt besser sein könnte. Ich muß mich zu allerlei zwingen, manchmal sogar zum Leben, was dann schon morgens, beim Aufstehen, zur Tortur werden kann. Aber der Kamerad kämpft, das hat er auch schon die letzten hundert Jahre getan.“ „Das hört man gern“, sagte Berghoff. „Hat mich gefreut, Herr Wunderlich. Man sieht sich.“ Er ging weiter. „Wissen Sie, wie sich Ihr Hesse auf der Brücke fühlt?“ rief ihm Wunderlich nach. „Er fühlt sich wie ich, das hat er mir selbst gesagt. Kann sein, dass der Kamerad den Calwer

Sommer nicht mehr erlebt. Aber den Frühling, der für ihn ohnehin wichtiger ist, den nimmt er noch mit. Wir lassen es krachen, Herr Bergmann, der Trollinger und ich.“

Die Sonne war vom Dunst überzogen, ein Milchweiß lag überm Licht, und von der Seite kam Wind auf, kleine Böen, die am Hang gelagert hatten und sich nun, wie zum Spaß, ein wenig Bewegung verschafften. Muß man sich Sorgen machen, dachte Berghoff. Um mich nicht, aber um den Mann hinter mir schon. Auf halbem Weg nach Hirsau wollte er umdrehen. Kaum noch Sonne, die Wolken bliesen sich auf und wurden dunkler. Er setzte sich auf eine Bank, die er, wie er meinte, noch nie zuvor gesehen hatte. Sie stand in falscher Richtung, man schaute nicht über die spärlichen Wiesen hinunter zur Nagold, sondern direkt über den Weg auf einen zernagten Abhang. Wer macht denn so was, dachte er, es lebe die hiesige Landschaftspflege. Am liebsten wäre er gleich wieder aufgestanden, um zurückzugehen, aber dann lief er Gefahr, erneut dem Hesse-Stipendiaten zu begegnen, das wollte er nicht. Auf einmal befiel ihn eine bleierne Müdigkeit, er hätte auf der Stelle einschlafen können. Der Kopf sank ihm auf die Brust, das spürte er noch, und auch, dass die zuvor hektischen Windböen sich Mühe mit ihm gaben, sie strichen um ihn herum, nur nicht stören den verdienstvollen Redakteur, der sich vorgenommen hatte, seinem festgefahrenen Leben eine Wendung zu geben. Gestört wurde er aber dann doch, Wunderlich war heran geschlichen, schneller als erwartet, und er machte keine Anstalten, weiterzugehen. „Hier sitze ich jeden zweiten Tag“, sagte er und ließ sich schnaufend neben Berghoff auf die Bank fallen. „Wer diese Sitzgelegenheit aufgestellt hat, muß ein Querdenker gewesen sein. Weg von der üblichen Richtung, wird er gedacht habe, langweilig der Blick über zerrupftes Gras auf einen müde dahinplätschernden Fluß, umgekehrt wird ein Betrachtungsschuh draus. Stattdessen schaue man sich diesen Abhang an, der nur auf den ersten Blick unspektakulär wirkt. Genauer besehen aber wird er mit seinen Schründen und Spalten, den Löchern und den paar noch herabhängenden Trockengrasbüscheln zum Sinnbild einer Existenz, die in die Jahre gekommen ist. Da ist nichts Neues mehr, alles abgelebt, wer sich angesichts dieser verhunzten Erdsulptur noch Hoffnungen macht, muß ein Irrealist, ein hochverzichtbarer Luxusvisionär sein.“

Was ist denn mit dem los, dachte er Berghoff. Er sah Wunderlich an, der ihn freundlich anlächelte. Auf dem letzten Kilometer bis zu dieser bescheuerten Bank schien er eine komplette Wandlung durchgemacht zu haben, der Blick hellwach, die Körperhaltung straff, der Mann war unheimlich und entbehrlich, das sowieso, aber nun hatte er auch noch zwei Gesichter.

„Sie sind mir ein Rätsel“, sagte Berghoff.

„Sie mich auch – Verzeihung, Sie mir auch.“

Berghoff wollte nun endgültig gehen, aber er kam nicht hoch. Angedübelt auf einer falsch rum stehenden Bank, neben einem Mann, der nicht ganz richtig tickte, aber auch etwas hatte, was einem zu denken gab. Fragte sich nur, was. „Ich habe all die Jahre, die ich mich als Schriftsteller abmühe, einfach so vor mich hin geschrieben“, sagte Wunderlich. „Nichts anderes gelernt, und das nicht mal richtig. Das ging aber, es gab eine Zeit, da war ich gar nicht so unerfolgreich. An sie erinnere ich mich wie an ein Schattenreich, in das ich nicht mehr will, was aber insofern passt, weil mich auch keiner mehr hineinlassen würde.“

„Und heute?“

„Heute, speziell hier in Calw, erlebe ich, wie mich eine Wirklichkeit einholt, die für mich gar keine Wirklichkeit war. Wie gesagt, ich habe immer so vor mich hingeschrieben, Jahr für Jahr, und dabei sind Erzählmuster entstanden, die sich wiederholt haben. Keine Grund zur Besorgnis, eigentlich, das kommt bei allen Autoren vor, das Schreibleben besteht aus Wiederholungen.“

„Wo ist das Problem?“

„Das Problem ist, dass mich mein Schreiben einholt und überrollt. Nicht heftig, sondern ganz sanft, fast lustvoll. Meine Kopfgeburten stehen gegen mich auf, sie machen sich Sorgen um mich und haben mich in Betreuung genommen. Ich bin nicht entmündigt, aber zu sagen habe ich nichts mehr, zumindest nicht in eigener Sache.“

„Sie sind mir nicht böse, wenn ich Ihnen sage, dass ich das nicht ganz verstehe. Dunkel ist Ihrer Rede Sinn.“

„Ein Ende ist abzusehen“, sagte Wunderlich lächelnd. „Es wird nicht schrecklich sein, sondern so, wie ich es beschrieben habe. Wollen Sie wissen, wie?“

„Nein.“

„Ich sag's Ihnen trotzdem. Der Schluß meines letzten oder vorletzten Buches, der Titel fällt mir gerad' nicht ein, geht so: ‚Sanftes Licht umfing mich, ein Licht, das Wunden verdeckt und Gräben zuschüttet. Ich hatte mich verausgabt, glaubte ich zu wissen, nun war ich verzichtbar geworden. All die angefangenen, nicht zu Ende gebrachten Geschichten, das Gerede, das Denken, all die verratenen Hoffnungen und Träume, die Niederlagen und Peinlichkeiten – weg damit, vergeben und vergessen. Leben und leben lassen, heißt eine bewährte Devise; für mich hieß sie nur noch – leben lassen. Mein Gang hatte seine Würde zurückerlangt, kein Einknicken mehr, kein lachhaftes Hinken, ich ging hoch erhobenen Hauptes und nahm den Pfad, der direkt hinauf in die Wälder führte, wo ich erwartet wurde. Vor mir, auf einer Lichtung, steht die Freilichtkapelle. So leuchtend ist sie, so einladend, das Erste Haus am Platz; könnte

es nicht seine Versprechungen machen, hier und jetzt, seine Verheißungen, die einzulösen sind; in den hiesigen Wäldern, in der einen auflodernden Ewigkeitssekunde, die des Rätsels Lösung gewährt; auf Dauer gedacht, ein Kunststück, zum Vergessenen gegeben, noch bevor es zur Erinnerung kommt.“

„War's das jetzt?“ fragte Berghoff.

„Für den Moment ja. Warten Sie. Ich sehe Ihnen an, dass Sie nicht gern allein weitergehen wollen. Ich komme mit. Lassen Sie uns einige Eimer Trollinger trinken, denn dann sieht die Welt immer so schön trollig aus.“

Das Leben ist eines der schwersten, dachte Berghoff, aber deswegen muß man mir doch mir diesen Menschen als Zwangsbegleitschutz zur Seite stellen. Als sie dann später die Klosterschenke Hirsau verließen, war es bereits Nacht, in der sie sich in praktischer Nächstenliebe zu üben hatten: Wunderlich hielt sich an Berghoff fest, Berghoff an Wunderlich. So kamen sie geschätzte anderthalb Kilometer voran, es waren aber, wie sich herausstellte, nur knapp zwanzig Meter. Dann hielt ein Taxi neben ihnen, das man in der Klosterschenke, mit Blick auf den Abgang der Gäste, vorsorglich bestellt hatte.

„Was für eine Nacht!“ rief Wunderlich, als sie einstiegen. „Einer trage des anderen Last.“

„Fahren Sie uns nach Hause“, sagte Berghoff zu dem Taxifahrer. „Wo das ist, überlassen wir Ihnen.“

8

„Sehr geehrter Herr Dr. Lötzbeier!

Ich weiß, dass Sie sich freuen, wieder von mir zu hören. Das hatte ich ja angekündigt (oder sollte ich sagen: angedroht?). Es gibt Neuigkeiten im Fall Wunderlich, die (für Eingeweihte) so neu allerdings nicht sind, Ihnen und Ihrer Kommission, die ich nicht zu grüßen bitte, aber dennoch zur Kenntnis gebracht werden sollen. Wir wissen inzwischen, dass der Hesse-Stipendiat vor Jahren, als er noch versuchte, das von ihm so genannte metaphysische Trinken zu verteidigen, eine Art Befreiungsschlag versucht hat. Es handelte sich dabei um den wiederum unverschämten Versuch, sich seinen Kritikern anzuverwandeln und unsere Sichtweise lächerlich zu machen. Das geschah, wen wundert's, unter Pseudonym: Wunderlich nannte sich Julius Engelhard und veröffentlichte ein schmales Büchlein mit dem bemühten Titel „Was Sie schon immer über JWG wissen wollten, aber bislang nicht wussten“. Darin ging

es um den Alkoholkonsum unseres größten deutschen Dichters Johann Wolfgang Goethe. Wunderlich alias Engelhard behauptete, der Dichterkönig habe im Laufe seines gesegneten langen Lebens so viel getrunken, dass er ab einem gewissen Zeitpunkt einen Ghostwriter beschäftigen musste, der seine Schreibgeschäfte, nach des Meisters dahingelassenen Vorgaben, zu Ende brachte. Infam. - (Auch wenn man zugeben muß, dass Wunderlich seine Quellen nicht ganz ungeschickt zusammengeschraubt hat und dabei einen Tonfall trifft, der angestrebter Empörung, zumindest passagenweise, durchaus nahekommt). - Kostprobe gefällig? Bitte sehr. ‚Goethe‘, schreibt Wunderlich-Engelhard, ‚wurde eher leichtfertig zu unserem größten Dichter ausgerufen und hat diesen Ruf bis heute mühelos verteidigt. Das lag auch daran, daß er ein Kind des Glücks gewesen ist, das sich davon nichts abhandeln ließ. Dazu paßte es, daß Goethe seine Schwächen in diesem Glück mit aufgehen ließ, und so erschien er durchweg, sieht man von einigen Unfreundlichkeiten ab, die aus der Peripherie gegen ihn abgeschossen wurden, als der makellose, breit über allem Ungemach hingelagerte Universalgeist, der seinen Glanz direkt von oben, aus dem eigens über ihm aufgehängten Himmel, bezog. Goethes Leben glich einer Glückssträhne, die nicht reißen wollte, weil sie nicht reißen konnte. Keiner mochte da genauer hinschauen, keiner mochte hinterfragen, was nicht fragwürdig sein durfte. So fiel nicht auf, daß der Dichter ein Trinker war, der sich so sehr in Übung getrunken hatte, daß die typischen Symptome nicht mehr auffällig wurden: das Zittern der Hände, der spähernde, lauernde Blick, die manchmal knödelige Sprache, das enorme Schlafbedürfnis, dem er, listiger- und versierterweise, den Anschein konzentrierter Nachdenklichkeit verlieh, so daß er auf seine ehrfürchtigen Betrachter nicht schläfrig wirkte, sondern allenfalls grüblerisch und tief versonnen; schließlich die Aussetzer, die der Universalgeist hinnehmen mußte, weil es auf einmal hakete in seinem Universalgeist und er nicht weiter wußte inmitten eines vor Zuhörerschaft ausgetragenen Selbstgesprächs, was aber stets nur als bedeutungsvolle Gedankenpause gewertet wurde, die man gefälligst nutzen sollte, um sich, auf deutlich niedrigerem Niveau, Klarheit zu verschaffen über das gerade Gehörte. Und, als allerwichtigstes Indiz, eine Gepflogenheit des Dichters, für die er, wie für so vieles andere, bekannt wurde: Seine Gewohnheit, diversen Sekretären zu diktieren und nicht mehr eigenhändig zu schreiben. Ja, hat man denn nicht bemerkt, daß er vorwiegend nur aus einem einzigen Grund diktierte? Weil die Hand längst zu zittrig war, um ordentliche Buchstaben aufs Papier zu bringen. Die Schreiberlinge, die er beschäftigte, hatten schwere Arbeit zu leisten – allen voran der fähigste unter ihnen, ein genialischer Mann namens August Friedrich John, der aus dem vom Suff eingefärbten und somit immer undeutlicher werdenden Bekundungen seines Herrn und Meisters ungeahnte Dinge heraushörte und sie oft genug so

eigenständig verarbeitete, daß er schließlich zu einer Art Ghostwriter wurde, dem der Ruhm, der ihm eigentlich gebührt, bis zum heutigen Tag vorenthalten wird. Von 1814 bis 1832 amtierte John als Goethes Sekretär und Schreiber, und als solcher ist er in die Annalen eingegangen. Daß er möglicherweise aber mehr war als die Schrift gebende Hand eines Herrn, der die eigene Hand nicht mehr ruhig halten konnte, und im Grunde für einen bislang unbekanntem Anteil an Goethes Spätwerk geradestehen müßte, wird nicht zur Kenntnis genommen. Überspitzt gesagt: Solange wir nicht herausgefunden haben, wo Johns Schaffen beginnt und das seines Meisters endet, gleicht die gesamte Goethe-Philologie einem von Grund auf versuchten Trümmerfeld, das ohne Prüfverfahren als Schrebergartenareal ausgewiesen wurde und nun mit den Bodendeckern deutscher Kleingärtnerei überwuchert ist. Ja, ein Trinker war er, unser Goethe, auf den niemand etwas kommen lassen will; ein Trinker, der früh zu trinken begann – nicht weil er irgend etwas wegschwemmen wollte oder weil er sich hätte Linderung verschaffen müssen von seelischem Leid. Nein, er trank, weil es ihm Spaß machte und weil es ihm schmeckte; so einfach ist das letztlich gewesen, was beispielsweise auch für den berühmten Philosophen G.W.F. Hegel galt, den Goethe schätzte, obwohl oder gerade weil er von seinen manchmal etwas hermetisch anmutenden Schriften nur das Nötigste verstand, und auch das nicht richtig. Nimmt man die uns überlieferten Daten, dann hat Goethe mindestens dreieinhalb Liter Wein am Tag verkostet: Über die Jahre, Jahrzehnte kam da in einem hochgemuten Dichterleben einiges zusammen, bei vorsichtiger Schätzung mehr als fünfundsechzigtausend Liter Wein, die, wären sie auf Vorrat geordert und eingelagert worden, eine beträchtliche Kellererweiterung, ja womöglich die komplette Untertunnelung des Goethe-Hauses am Weimarer Frauenplan erfordert hätten. Den Wein hat er denn auch gepriesen, seinem Stande gemäß, wobei er es nicht nötig hatte, ihn unentwegt zu loben, dazu war er ihm viel zu sehr zur Gewohnheit geworden. Nein, er hat von Zeit zu Zeit Auskunft gegeben, und von wackeren Goethekennern sind an die zwanzig Textstellen gezählt worden, die sich speziell dem Weine widmen. Sie an dieser Stelle allesamt auflisten zu wollen, würde zu weit führen; einige wenige Zitate mögen genügen, um die Atmosphäre zufriedener Behaglichkeit und trunkenen Brütens anklingen zu lassen, die der Dichterst so sehr schätzte. *Daß aber der Wein von Ewigkeit sei*, heißt es beispielsweise im *West-östlichen Divan* und dort passenderweise im sogenannten Schenkenbuch, *daß aber der Wein von Ewigkeit sei! Daran zweifel' ich nicht;! Oder daß er von Engeln geschaffen sei! Ist vielleicht auch kein Gedicht.! Der Trinkende, wie es auch immer sei! Blickt Gott frischer ins Angesicht.* In einer Tagebuchaufzeichnung lesen wir: *Ohne Wein kann's uns auf Erden! Nimmer wie dreihundert werden! Ohne Wein und ohne Weiber! Hol der Teufel unsre Leiber.*

Und im kraftmeiernden *Götz* steht: *Wenn ihr Wein getrunken habt, seid ihr alles doppelt, was ihr sein wollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.*

Goethe der Große also konnte einiges vertragen, wobei uns aus seiner reichlich dokumentierten und hagiographierten Existenz keine Nachrichten über eventuelle, dem Suff geschuldete Ausfälligkeiten vorliegen: Der Dichter hat nicht gepöbelt und randaliert, er ist vermutlich nur selten vom Hocker gefallen, und er hielt es für unter seiner Würde, seinem steigenden Alkoholpegel durch das Absingen schmutziger Lieder Erleichterung zu verschaffen.

Was die Kunst des Trinkens angeht, die Goethe in einer Weise verinnerlichte, daß er sie nicht mehr als Besonderheit oder auch nur ansatzweise als Schwäche beschrieben wissen wollte, so lesen sich manche seiner betont biedermännischen Bekundungen wie subtile Ironie: In einem Brief an den einzigen und prompt mißratenen Sohn August schreibt Goethe am 3. Juni 1808: *Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein betrifft; wobei mir denn lieb ist, aus Deinem Brief zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen heitern und tätigen Leben entgegen wirkt. Was soll man zu solchen Äußerungen sagen? Sohn August jedenfalls, der seinen Alkoholismus vom Vater bezog, hat sie vermutlich, sofern er denn einigermaßen nüchtern war, als Bekundung des Hohns lesen müssen. Ausgerechnet der Vater, diese alles überstrahlende Lichtgestalt, die Goethe junior kaum je ohne Glas in der Hand angetroffen haben dürfte, predigt dem armen August Wasser statt Wein. Das Schicksal hat es denn auch mit dem Sohn weniger gut als mit dem Vater gemeint. August hätte über seinem Leben eine Sentenz plazieren können, die man heutzutage in Fußballerkreisen bemüht, wenn dürftige Leistungen erklärt werden sollen: Erst hatte ich kein Glück, und dann kann auch noch Pech dazu. Beruflich brachte er, trotz dezenter väterlicher Protektion, nichts Rechtes zustande; seine Ehe mit der zur Zickigkeit neigenden Ottilie von Pogwisch, auf der sein Vater, als ehemaliger Charmeur, gern die vom Suff geröteten Äuglein ruhen ließ, entwickelte sich zu einer zähen und unfrohen Unternehmung, in der die Gehässigkeiten überwogen. Konnte man unter solchen Vorzeichen erwarten, daß August zum Abstinenzler und Trockenschwimmer wurde? Nein, es wäre zu viel verlangt gewesen. Der Sohn blieb, was er bleiben mußte: ein ungenügendes Abziehbild seines Vaters. Es gab keinen Ort, nirgends, an dem er sich frei kämpfen konnte, und das Grundnahrungsmittel der Familie Goethe, der Wein, bescherte ihm keine enthusiastierenden Höhenflüge, wohl aber die deprimierenden Spätfolgen des*

gewöhnlichen Suffs. Auch die Mutter vermochte keine entscheidenden Gegengewichte zu setzen: Christiane Goethe geb. Vulpius schluckte selber gern, sie war da sogar weniger wählerisch als ihr Gatte und verschmähte auch Schnäpse nicht, die er allenfalls unter verdauungstherapeutischen Gesichtspunkten gelten ließ. Daß sich schließlich auch die Schwiegertochter den Gewohnheiten im Hause Goethe fügte, kann nicht verwundern: Otilie becherte mit, und von ihr hieß es verschämt, sie habe in ihrer Trinkfestigkeit etwas unter dem Familienstandard gelegen, weswegen sie auch gelegentlich ausfällig geworden sei ...'

So weit des Herrn Dr.* Wunderlichs** Ausführungen zu Goethe. Mir ist jetzt übel, und ich muß aufhören, melde mich aber, zu Ihrer Freude, schon bald wieder. Mit freundlichem Gruß: Dr. Melanie Stahlknecht.

*P.S. 1: Wo hat der Wunderlich eigentlich seinen Dr. her?? Keine Angst, das werd' ich auch noch rausfinden ...

**P.S. 2: Wie ich aus Literaten- und Kritikerkreisen erfahren habe, ist Wunderlich im übrigen auch ein fauler Mehrfachverwerter, der seine Texte ungeniert recycelt; er bietet seine Altware als Frischeprodukt an, das passt zum Charakter eines Mannes, dem ich, und wenn es das Letzte wäre, was ich noch erreichen kann, das Handwerk legen will – lieber heute als morgen.“

„Sehr geehrte Frau Dr. Stahlknecht,

haben Sie Dank für den freundlichen Lektüretipp zu unserem Calwer Gast(autor) Dr. Gerald Wunderlich. Ich habe mir gleich sein Goethe-Büchlein besorgen lassen, was nicht ganz einfach war, denn es ist, wie mir mein persönlicher Referent Dr. Hengsbach mitteilte, wohl nur noch über Spezialantiquariate lieferbar. Dort aber sind wir fündig geworden, und inzwischen habe ich Dr. Wunderlichs Ausführungen zu Goethe mit Vergnügen gelesen. Ein angenehmer Tonfall, getragen von Esprit und beträchtlicher Sachkenntnis. Wir sind froh, diesen fähigen Mann in unserer Stadt zu haben. Danke nochmals für Ihre Empfehlung.

Mit besten Grüßen: Dr. Frido Lötzebeier“

Gestern noch die Rückkehr des Winters, heute dann so ein Tag. Die Sonne hatte sich rigoros den Himmel freigeräumt, weg mit den Wolken, her mit einer fast schon sommerlichen Bläue. Die Temperaturen allerdings spielten noch nicht mit, drei, vier Grad über Null, mehr nicht. Das reichte aber, um die Leute ins Freie zu treiben, sie saßen auf Bänken, hielten den Kopf schräg und die Augen geschlossen. Die wenigen Kurgäste, die um diese Jahreszeit im Heilbad ihrer Wahl ausgeharrt hatten, sahen sich nun zumindest für ein knappes Stündchen belohnt. „Danach nämlich“, sagte Frau Bleck, „ist alles wieder vorbei. Der Frühling hat noch nicht viel zu bieten, er ist ein Wackelkandidat.“

„Immerhin zeigt er sich jetzt schon mal“, sagte Susanne. Sie hatte Frau Bleck wieder zu ihrer Lieblingsbank am Teich gefahren, aber die war besetzt. Ein älterer Mann und eine unwesentliche jüngere Dame saßen dort, sahen irgendwie unfroh aus und schwiegen verbissen vor sich hin. „Ein Ehepaar“, murmelte Frau Bleck, „es kann sich bei den Herrschaften nur um ein Ehepaar handeln.“

„Meinen Sie? Woran wollen Sie das erkennen?“

„Schauen Sie nur den eisernen Gesichtsausdruck, den beide haben. Die Feindseligkeiten wurden schon vor fünfzig und mehr Jahren eröffnet, aber den Krieg kann keiner mehr gewinnen. Und einen Waffenstillstand gibt es auch nicht.“

„So kenn’ ich Sie gar nicht“, sagte Susanne. „So bitter und böse.“

„Doch, das bin ich auch, bitterböse. Aber eher selten. Gott sei Dank. Das Alter liefert einem genug Gründe, um bitterböse zu sein. Aber lassen wir das Thema, es führt zu nichts, schon gar nicht an einem Tag wie diesem.“

Inzwischen hatten sie wohl lange genug vor Frau Blecks Lieblingsbank ausgeharrt, um dem mutmaßlichen Ehepaar so starkes Unbehagen einzuflößen, dass es aufstand und ging. Zuvor traf Frau Bleck und Susanne noch ein einverständlich verächtlicher Blick. „Da haben wir ehebetreuungstechnisch noch ein gutes Werk getan“, sagte Frau Bleck. „Wetten dass sie jetzt wieder miteinander reden?“

Susanne sah dem Paar nach. „Ja, sie reden. Über uns vermutlich.“

„Über wen sonst“, sagte Frau Bleck. Sie entstieg ihrem Rollstuhl, setzte sich auf die Bank, schaute zum Himmel. „Eine Pracht“, sagte sie, „so kann’s bleiben.“

„In Calw war’s heute morgen noch richtig kalt, und ein paar Schneeflocken hat’s auch gegeben.“

„Jaja, der Calwer Frühling, der tut sich schwer. Wenn er aber in Fahrt kommt, könnte man ihn glatt für einen Sommer halten.“

„Sie haben doch auch mal in Calw gewohnt, oder?“

„Ja, ich hab' dort unterrichtet. Erst am Gymnasium, dann an der Akademie, die es damals noch gab.“

„Und, wie war's? Was sagen die Erinnerungen?“

„Denen ist sowieso nicht zu trauen, sie neigen, wenn sie denn überhaupt noch bei Kräften sind, zur Schönfärberei. Insgesamt war ich, glaub' ich, nicht unglücklich in Calw. Aber auch nicht glücklich.“

„Also ging's Ihnen dort so wie hier.“

„Kann man so sagen. Allerdings war ich damals eine vergleichsweise junge Frau, die sich schnell aufregen und nicht ganz so schnell wieder abregen konnte. Die sehr gemischten Gefühle, die ich damals hatte, schlugen sich manchmal auf meiner Haut nieder, dann waren es, sagte mir der Spiegel, keine gemischten Gefühle mehr, sondern nur noch Mixed Pickles.“ Sie saßen auf der Bank, schwiegen. „Frühlingsgefühle sind angenehm, führen aber immer zur Frühjahrsmüdigkeit“, sagte Frau Bleck. „Ich könnte glatt einschlafen.“

„Tun Sie's doch. Ich wache über ihren Schlaf.“

„Schöne Vorstellung. Aber ich sollte mich da besser nicht gehenlassen, sonst lieg' ich heut' Nacht wieder wach.“

Zwei Tauben waren nach tragem Anflug direkt vor ihrer Bank gelandet. „Weg“, rief Susanne und fuhr den Fuß aus. „Mistviecher“.

„Das scheinen nicht gerade ihre Lieblingstiere zu sein.“

„Ich hasse Tauben. Sie sind hässlich, plump und scheissen die Welt voll.“

„Das gilt auch für manche Menschen“, sagte Frau Bleck.

„Darf ich Sie mal was fragen?“

„Bitte, nur zu. Gibt's ein Problem?“

„Problem ist übertrieben. Aber ich hätte gern Ihren Rat in einer bestimmten Sache. Sie hatten doch mal mit Literatur zu tun?“

„Das ist lange her. Aber es stimmt, ich habe früher gern gelesen und eine Zeitlang Literatur unterrichtet. An der damaligen Akademie. Damals war ich sogar eine der ersten, die Schreibkurse angeboten hat. Wollen Sie etwa Ihre Memoiren schreiben? Oder haben sie die schon in aller Stille geschrieben, und ich soll sie nun begutachten?“

„Um Gottes Willen, nein, es gibt genug Leute mit unbändigem Mitteilungsdrang, da muß ich nicht auch noch mitmachen.“

„Und die, die sich so unbändig mitteilen zu müssen glauben, haben meistens nichts zu sagen.“

„Eher sollte wohl eine Frau wie Sie Ihre Memoiren schreiben ...“

„Lachen Sie nicht, daran hab' ich tatsächlich schon mal gedacht, aber das war, soweit ich weiß, auf einem 90. Geburtstag im Heim. Da ging's so öde zu, dass ich mich betrunken hab'. Und dann kommen einem solche absurden Gedanken. Aber was ist denn nun mit dem Rat, den ich Ihnen geben soll?“

„Seit ein paar Tagen bekomme ich anonyme Botschaften“, sagte Susanne.

„Welchen Inhalts? Bedroht sie jemand?“

„Eher das Gegenteil.“

„Also Liebesbriefe ...“

„Nicht direkt, aber es geht schon in diese Richtung. Es sind Gedichte, zum Teil sogar schöne Gedichte, soweit ich das beurteilen kann. Man könnte meinen, dass ein wirklicher Dichter dahintersteckt, aber ich kenne keinen wirklichen Dichter, der an mir Interesse haben könnte.“

„Wer weiß“, sagte Frau Bleck. „Womöglich haben Sie einen Verehrer in Lyrikerkreisen, dem seine entsagungsvolle Bewunderung zu viel geworden ist, so dass er sich nun, wie heißt das auf neudeutsch, outen muß, und zwar mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen.“

„Glaub ich nicht. Können Sie sich die Gedichte nicht mal anschauen? Ich hab' sie dabei.“

„Zeigen Sie her.“

Für einen Moment verlor sich das strahlende Licht, eine Wolke, die zuvor kein Mensch gesehen hatte, zog vor die Sonne, nahm aber gleich Fahrt auf und verschwand mit unbekanntem Ziel. Auch der Teich, auf den die momentane Eindüsterung wie ein Schattenblatt gefallen war, hellte sich wieder auf. Frau Bleck bewegte die Lippen, las erst leise, dann laut. „Ich frag dich nach einem Mond / gestern, wann er verging – du / antwortest nicht, an die Wolke / streift der Lichtschein, der tönt / von deiner Stimme. // Gestern - / ich bin vergangen - / heute - / ich hab dich gehört - / und ich atme noch immer. // Auf deiner Schläfe / will ich die kleine Zeit / leben, vergesslich, lautlos / wandern lassen / mein Blut durch dein Herz.“

„Was will uns der Dichter damit sagen? Und vor allem: Wer ist der Dichter?“ fragte Susanne.

„Wer der Dichter ist, der diese Zeilen geschrieben hat, weiß ich nicht“, sagte Frau Bleck. „Ich weiß nur, dass er beim Dichten so ganz eigenständig nicht war ...“

„Sie meinen, er hat geklaut?“

„Da bin ich mir ziemlich sicher. Wobei der Mann, ich nehme mal an, es ist ein Mann, nicht einfach nur abgeschrieben hat, nein, das war ihm wohl zu poplig. Ich glaube viel eher, dass er ein oder womöglich sogar mehrere Gedichte zerlegt und neu zusammengefügt hat. In der Fleischindustrie, ein der Lyrik ja durchaus verwandter Berufszweig, wird das auch so

gemacht, zum Beispiel beim sogenannten Formschinken. Verzeihung, das war jetzt eine blöde Bemerkung.“

„Ich finde das Gedicht auf jeden Fall schön, wie auch immer es zustande gekommen sein mag. So was hat mir zuvor noch keiner geschickt.“

„Mir auch nicht“, sagte Frau Bleck. „Und ich bin ein paar Tage älter als Sie. Was haben wir noch? ‚Dein Blick – sanft und sicher wie der eines Vogels, / Ich sage es dem schwingenden Wind. / Dein Nacken – hörst du – ist aus Luft, / Die wie eine Taube durch die Maschen des blauen Laubes / schlüpft. // Du hebst dein Gesicht. / An der Ziegelmauer erscheint es noch einmal als Schatten. / Schön bist du. Du bist schön. / Wasserkühl war mein Schlaf an deiner Seite. / Mit halber Stimme rede ich zu dir. / Und die Nacht zerbricht wie Soda, schwarz und blau.““

Etwas Seltsames geschah: Die Wolke, die eben noch kurz den Himmel eingedüstert hatte und dann auf und davon war, kehrte zurück, jemand schob sie von der anderen Seite auf den Vorhof der Sommer. Dort schien sie nun aber bleiben zu wollen, was zur Folge hatte, dass der Frühlingstag abrupt zu Ende ging, das Licht wurde grau. Über den Teich trieben unruhige kleine Wellen, Wind war aufgekommen.

„Das ist er dann wohl, der gerade zitierte schwingende Wind“, sagte Frau Bleck. „Und prompt fühl’ ich mich wasserkühl. Wenn Sie mich also bitte zurückrollen würden ins Reich der Senioren, meine Liebe. Im übrigen kommt mir auch das zweite Gedicht bekannt vor. Meiner Meinung nach ist es aber von groberer Fertigung, man hat es aus einem größeren Zusammenhang gerissen und unvollständig an Sie weitergegeben, vielleicht war der geheimnisvolle Verfasser in Eile oder in Panik, wer weiß. Wir werden es herausfinden.“

10

Seine gute Laune hielt an, war aber, insgesamt, nicht mehr so gut bei Kräften, was auch für ihn selbst galt. Er fühlte sich meist matt, manchmal sogar alt, ein Gedanke, den er bis vor kurzem noch nicht an sich herangelassen hatte. Er hielt es da mit dem Ausspruch des nicht mehr ganz jungen US-Schauspielers Clint Eastwood, der auf die Frage nach dem Geheimnis seiner offensichtlichen Rüstigkeit erklärt hatte: Der alte Mann steht schon lange vor der Tür, aber noch lass’ ich ihn nicht rein. Konnte es sein, dass es bei ihm, Wunderlich, anders war? Vielleicht hatte er einen Moment zu lange die Tür aufgelassen, etwa als er den Müll runterbrachte oder einen Bierkasten vom Erdgeschoß nach oben schleppte, und dabei war

der alte Mann, der auch ihn schon länger belagerte, unbemerkt in die Wohnung gelangt, wo er nun, nicht sichtbar und unnachgiebig, jene Phase des Alterns einleitete, die keine Gemächlichkeit mehr kennt, sondern, weitgehend unspektakulär, auf Hochgeschwindigkeitskurs geht.

Kamerad, alter Sack, sagte er am Morgen, stierte in den Spiegel, salutierte, aber da kam der eigentliche und erste Schock dieses Tages, denn er entdeckte, dass am salutierenden rechten Arm der Trizepsbereich als schlaffe Hautfalte herunterhing. Er wiederholte den Gruß, ein ums andere Mal, putzte zwischendurch die Brille, es war kein Versehen: Seine Oberarmregion, die er, in anhaltender Resteitelkeit, regelmäßig mit Liegestützen in Form gehalten hatte, war über Nacht aus den Fugen geraten und formlos geworden. Er trat zurück. Je weiter er vom Spiegel entfernt war, desto versöhnlicher der Anblick, sogar die dünnen Beine paßten sich seiner veränderten Sichtweise an, die er ab jetzt zu wohlwollender Betrachtung anhalten mußte. Er hatte den alten Mann nicht reingelassen, also war er auch noch nicht da. Kamerad! rief er, salutierte, diesmal fast schon mit dem Rücken zur Wand, alles, fast alles ganz normal, und als er gar die Brille abnahm, um sich an diesem Morgen ein letztes Mal zu beäugen, fand er sich sogar gut aussehend. Das hielt aber nicht an. Als er sein erstes Vormittagsschläfchen beendet hatte, am Schreibtisch saß und den leeren Bildschirm beäugte, auf dem sich unter dem Titel *Calwer Frühling* längst einige Gedichte hätten zeigen müssen, die er hier schreiben wollte, aber nicht schreiben konnte, kehrten die trüben Vorahnungen zurück, denen seine gute Laune zwar das unmittelbar Zupackende nahm, ohne sie jedoch beseitigen zu können. Ihm war klar geworden, dass ihn sein Schreiben eingeholt hatte und nun auf eine Verwirklichung drängte, die er nicht wollte, ja vor der er, aus Überlebensgründen, Angst haben musste. Hatte er Angst? Nein. Er öffnete das Fenster, schaute hinunter auf den Marktplatz. Ein paar Leute waren zu sehen, die es eilig hatten. Warum auch immer. Über dem Waldhang hinterm Stadtgarten lagerten noch feine Hochnebelreste. Wenn man genauer hinschaute, sah man eine Erhellung, die sich dort oben vorbereitete. Also mal wieder raus aus der Bude, kein Halten mehr, er war kein alter Mann, fühlte sich tatkräftig, man kann sich ja so viel einbilden und so viel verdrängen. Der Energieschub verpuffte schnell. Schon nachdem er den steil ansteigenden Stadtgarten durchstiegen hatte, pumpte er, sein Herz raste. Es war wie bei den Versuchen zuvor, Er setzte sich auf eine Bank, schaute über die Stadt, die nun von der anderen Seite her immer heller wurde. In Momenten wie diesen spürte er, auch früher schon und an ganz anderen Orten, dass er nicht mehr war als eine liebgewordene Gewohnheit. Er hatte sich, manchmal widerstrebend, weitgehend aber mit Zustimmung, an sich selbst gewöhnt, eine auf Zeit

angelegte, vertrauensbildende Maßnahme, die jederzeit für beendet erklärt werden konnte. War das schlimm? Eigentlich nicht. Trotzdem sind die letzten Etappen bei der Abwicklung eines Lebens zäh, sie ziehen sich, bieten nur wenig Erbauliches, an dem man sich noch hochziehen kann. Kamerad, rief er, wo bleibt das Positive. Mühsam erhob er sich, ging weiter. Die Knie taten ihm weh, aber auch das war eine Gewohnheitssache. Als sich die Sonne dann tatsächlich über den Baumwipfeln zeigte, war der Schmerz vergessen. Kurz darauf noch eine Bank, die für ihn bereitstand. Er drehte den Kopf zum Licht, schloß die Augen. Es wurde warm und wärmer um ihn, dabei fror er, aber es war genau das lustvolle Frieren, über das er bekanntlich vor Jahren, Jahrzehnten schon etwas geschrieben hatte. Ein kluger Essay, der seinen von Haus eher begrenzten Horizont überstieg und gerade deshalb Begeisterung erweckte, fragte sich nur, bei wem. Daß ihn sein Schreiben einholte, war nicht weiter tragisch; bedenklich erschien ihm nur, dass es ein bestimmtes Motiv war, das sich dabei in den Vordergrund drängte: Er hatte seine zweifelhaften Helden, die im Grunde nur eine einzige, dem Autor nachgezeichnete Person abgaben, zum Schluß immer wieder gern aus dem bewussten Leben gedrängt, mit sanftem, ein wenig boshafem Druck, ein Hinscheiden bei lebendigem Leibe, ein Abschied auf Raten, vollzogen meist in mildem Licht und unbemerkt von den Beifallsmaschinen der Welt. Es war kein Tod, aber auch kein Leben mehr. Eher schon der ultimative Feierabend. Der stand ihm nun auch bevor. Es gibt Schlimmeres, sagte sich Wunderlich. Wenn mein Abgang auch nur annähernd so einschmeichelnd verläuft, wie ich ihn mir, in dieser und jener Variante, beschrieben habe, kann ich hochzufrieden sein, es wäre dann eine letzte, nur mir zukommende Begünstigung. Was aber, und da war er schon wieder unterwegs, was aber, wenn alles, wie zur Strafe für ein vergeudetetes Leben und nicht eingelöste Möglichkeiten, ganz anders kommt, viel härter, einschneidender, womöglich auch schmerzhafter, eine Bestrafung für die bequeme Gewöhnung an sich selbst und ein Ich, an das er nicht glaubte.

Er meinte jetzt schon Stunden gegangen zu sein, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Eine stämmige Frau mit stämmigem Hund kam ihm entgegen, er grüßte, wurde aber nicht wieder begrüßt, das war wohl in den hiesigen Wäldern nicht üblich. Endlich hatte er die Höhe erreicht. Die Steigung ließ nach, er ging nun, nicht ganz unpassend, mehr auf einem Rentnerweg entlang. Links und rechts noch vereinzelte Schneeflecken. Warm war's geworden, so warm, dass er sich freute, als es zurück in den Wald ging. Vorbei am Calwer Schafott, wo man, belehrte ihn eine Tafel, bis 1818 noch Hinrichtungen zelebriert hatte, die in der Bevölkerung gut ankamen, weil es sich dabei um eine willkommene Abwechslung handelte; man gönnte sich ja sonst nichts. Wenig später erreichte er das Wildschweingatter,

in das man von einem erhöhten, ins Gelände hineinragenden Beobachtungssteg Einblick nehmen konnte. Erst sah er nichts, dann entdeckte er sieben oder acht Wildschweine von eher unauffälliger Statur. Sie suchten in einiger Entfernung nach Futter, fanden auch etwas, was sie aber nicht dazu bewegte, näherzukommen. Wenn ich schon mal hier bin, dachte Wunderlich, sollen sie auch gefälligst das Gespräch mit mir suchen. Er salutierte. „Kommt her, ihr Kameradenschweine“, rief er. „Ich hab’ euch etwas zu sagen. Die Symbiose von Mensch und Tierreich ist viel enger, als man meint. Das, was wir Vernunft nennen, ist eine Schimäre, über die ihr zu Recht nur grunzen könnt.“ Endlich. Die Rede wirkte, langsam kamen sie näher und nahmen dabei augenscheinlich an Körperumfang und Gewicht zu. Auch sahen sie nun nicht mehr friedlich aus, sondern ärgerlich. Sie ließen sich nicht gerne stören, und Betrachtungen zum jahrmillionenalten Entwicklungsgang der Kreaturen, der gemeinschaftlich als langer Marsch begonnen wurde und sich dann in unendlich viele Einzelteilnehmer verlor, gingen ihnen am Wildschweinarsch vorbei. „Schaut mich nicht so vorwurfsvoll an“, rief er, nun schon nicht mehr ganz so laut, „ich bin für eure Lage nicht zuständig, so wie ich auch, denkt man vom alles vereinnahmenden Grund her, auch für meine Lage nicht zuständig bin. Der Hauptverantwortliche, der sich vom Anbeginn aller Tage her bedeckt hält, ist ein Anderer. Wir kennen ihn nicht, ihr kennt ihn nicht.“ Die Schweine grunzten, wenn man genau hinhörte, klang es wie Aufhören! Aufhören!. Bevor die Stimmung kippte, hatte er dann das, was er schon lange nicht mehr hatte, nämlich eine Eingebung, noch dazu eine poetische. Es war, als ob mit hohem Sonnenstrahl ein Gedicht in ihn eingedrungen wäre, das erste Gedicht seit elend langen Zeiteinheiten. Er musste es nur noch abhören und der Welt übergeben, die sich knapp unter ihm öffnete, allerdings nicht sehr erwartungsfroh gestimmt schien. „Eine Schweinewelt ist das“, rief er, „aber letzten Endes kriegt sie, was sie verdient. Ich geben euch mein Ehrenwort darauf. Hört zu, Kameradenschweine, hört einfach nur zu und haltet die Schnauze. Hier kommen, unter der vorläufigen Überschrift *Wunderlichs Bestes*, folgende Verse über euch: Auf den ersten Blick scheint die Sonne / Ist es Frühling nein, der erste Blick / Trügt wie das ganze so / Genannte Leben trägt, lässt sich / Nicht halten schwindet, reger Abbau / Der Kräfte und am Ende bist du nur / Haut Sack menschliches Dörr Obst / Die Betreuer machen das Rennen es / Ist besser rechtzeitig zu entmündigen / Einen aber witzigen Trost aber gibt es / Denkt euch um ein wenig erweitert die / Welt Geschichte in der das Glück des / Einzelnen nur ein leeres Blatt ist. Ach / Vergessen verloren die vielen Momente / Sogar das Sturm Feuer des Bewusstseins / Verglimmt. Seid brav, macht kein Aufheben / Von dem, was euch aufhebens wert erscheint.“

Danach wurde die Lage bedrohlich. Die Wildschweine wurden wild, sie, die zuvor auf der Suche nach Essbarem mit den Schnauzen voran noch im lockeren Individualverbund das Erdreich durchpflügt hatten, formierten sich zur Rotte. Fast sah es auch, als rüttelten sie schon am Drahtgehege. Die anführende Sau machte schließlich eine Schweinskopfbewegung nach oben. Sie kommen hoch, dachte Wunderlich, sie wollen dich holen. Sind Schweine nicht ohnehin viel schlauer, als man meint? Er sah zu, dass er wegkam. Als das Gehege dann schon ein Stück weit weg war und er immer noch lebte, fand er, dass er, alles in allem, einen überzeugenden Auftritt hingelegt hatte. Und, viel wichtiger, das Gedicht hatte er noch im Kopf, er würde es nicht vergessen, und die Wildschweine auch nicht. Jetzt geht's los, Kamerad, rief er, heute abend hau' ich den ganzen Gedichtband raus, der *Calwer Frühling* hat endlich begonnen. Er wollte, beschwingt wie er sich fühlte, den direkten Weg nach Hause wählen, und sein Zuhause war ja nun mal seit ein paar Wochen die ihm überlassene Stipendiatenwohnung. So ganz direkt ging's aber dann doch nicht zu, er verlieh sich, kam in Zavelstein heraus, schöner Ort mit mehr Weite, als sie Calw zu bieten hatte, derweil leitete die Sonne schon ihren Rückzug ein. Er saß noch auf der Terrasse eines Hotels, aß ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte, schaute ins Tal, das von oben merkwürdig eingeebnet wirkte und bereit war für die Abenddämmerung, die dann auch kam, als er den Abstieg nahm, vor sich hin murmelnd, denn er durfte ja sein Gedicht nicht verlieren. Alles noch da, sagte er sich, alles noch da. Als er in Calw ankam, war es dunkel, die Stadt beleuchtet wie immer, keiner erwartete ihn, doch einer, der schon so lange für ihn anstand, der Kollege Hesse auf der Brücke, im Vorbeigehen strich er ihm über den Scheitel, sagte, irgendwie kommen Sie auch nicht recht vom Fleck, ich kenn' das, wünsche noch einen besinnlichen Abend. Zu Hause angekommen kam dann, leider, der zweite Schock dieses Tages, er hatte das Gedicht vergessen, es war weg, was besonders dreist anmutete, denn noch im Treppenanstieg und beim Aufschließen der Wohnung hatte er es, mit vorausseilender Genugtuung, vor sich hin gebrabbelt. Wunderlich spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. So sterben Dichter, wenn man ihnen den Saft abdreht, dachte er noch. Und: Der alte Mann ist schuld, er hat mir mein Gedicht geklaut. Da ging es ihm aber schon wieder besser. Die Müdigkeit des langen Marsches kam über ihn, seine Zufriedenheit, kurzfristig eingeknickt, richtete sich wieder auf. Später nahm er, in dem für ihn üblichen und nützlichen Maß, noch etwas Wein zu sich, keinen Trollinger, den hatte er, auf jüngste Erfahrungen zurückblickend, kurzerhand abgesetzt, es gab ja, dankenswerterweise, noch andere Sorten. Trotz wohlthuender Weinzufuhr reichte seine Schläfrigkeit nicht hin, um problemlos einzuschlafen. Das ließ sich erst mit Hilfe einer am Ort verbreiteten und bekannten Broschüre bewerkstelligen, von der es in der Wohnung gleich

zehn Exemplare gab: „Hesse für den Hausgebrauch“ (abgekürzt *HgH*, Hausgebrauch-Hesse) hieß das Werk, stammte von einem Autor, dessen Name ihm vage bekannt vorkam, und las sich in etwa so:

„*Mehr Sehnsucht als Erfüllung.* – Hermann Hesse, wir wissen es längst, ist einer der weltweit erfolgreichsten deutschen Schriftsteller, seine Werke werden in den USA gelesen, in El Salvador, Usbekistan, Neuseeland und China. Zudem hat er, meist unfreiwillig, ganze Generationen mit bekennender Literatur versorgt, allen voran die Hippies der sechziger und siebziger Jahre, die sich speziell um seinen Roman *Der Steppenwolf* (1927) scharten, der wiederum einer (damals) erfolgreichen Rockband zu ihrem Namen und einem Song verhalf, in dem sich das Lebensgefühl der Aussteigergeneration widerspiegelte (*Born to be wild*). Die hiesigen, eher zahmen Hesse-Puristen hielten das für ein Mißverständnis, aber das war es nicht: Ihr Dichter nämlich verstand sich durchaus aufs Aussteigen, er probte die Selbstfindung, die unzählige Varianten kennt und doch an kein Ziel kommt, das über jeden Zweifel erhaben wäre. Vom ‚unfruchtbar einsamen Virtuositentum des Künstlers‘ hielt Hesse wenig: Zwar lobte er den ‚Eigensinn‘, wußte aber auch um die Notwendigkeit, ‚das persönliche Leben und Tun einem überpersönlichen Ganzen, einer Idee, einer Gemeinschaft einzuordnen‘.

Hermann Hesse stammt aus kleinbürgerlichen Verhältnissen; die Eltern sind fromm und wollen den Sohn zum Theologen ausbilden lassen. Der aber möchte seine Kindheit zunächst gar nicht verlassen: Die Heimatstadt Calw, die er in seinen Werken später *Gerbersau* nennt, erklärt er kurzerhand zur ‚schönsten Stadt zwischen Neapel, Wien und Singapur‘. Dort kennt er sich so gut aus, daß es auch für später noch reicht: ‚Ich wußte Bescheid in unsrer Vaterstadt, in den Hühnerhöfen und in den Wäldern, in den Obstgärten und in den Werkstätten der Handwerker, ich kannte die Bäume, Vögel und Schmetterlinge, konnte Lieder singen und durch die Zähne pfeifen, und sonst noch manches, was fürs Leben von Wert ist. (...)‘ Es ist ein Stück zeitlose Heimat, das Hesse für sich gewinnt; in der Erinnerung bleibt sie ihm greifbar, auch wenn die zugehörigen Bilder mit dem Alter etwas Staub ansetzen und Mühe haben, sich gegen jüngere Eindrücke zu behaupten. Nach einem Wiedersehen mit seiner Geburtsstadt, da ist er immerhin schon 41 Jahre alt, schreibt er: ‚Wenn ich jetzt wieder eine Viertelstunde auf der Brückenbrüstung sitze, über die ich als Knabe tausendmal meine Angelschnur hinabhängen hatte, dann fühle ich tief und mit einer wunderlichen Ergriffenheit, wie schön und merkwürdig dies Erlebnis für mich war: einmal eine Heimat gehabt zu haben! Einmal an einem kleinen Ort der Erde alle Häuser und ihre Fenster und alle Leute dahinter gekannt zu haben! Einmal an einen bestimmten Ort dieser Erde gebunden gewesen zu sein,

wie der Baum mit Wurzeln und Leben an seinen Ort gebunden ist.' Dieses Gefühl hält an und läßt sich im Alter, sofern man gesund geblieben ist, noch einmal vertiefen, ja nun erst richtig wertschätzen; Zeit und Raum spielen keine Rolle mehr, die Entfernungen schrumpfen auf wehmütiges Gedankenformat: ‚Je mehr das Alter mich einspinnt, je unwahrscheinlicher es wird, daß ich die Heimat der Kinder- und Jünglingsjahre noch einmal wiedersehe, desto fester bewahren die Bilder, die ich von Calw und von Schwaben in mir trage, ihre Gültigkeit und Frische. Wenn ich als Dichter vom Wald oder vom Fluß, oder vom Wiesental, vom Kastanienschatten oder Tannenduft spreche, so ist es der Wald von Calw, ist es die Calwer Nagold, sind es die Tannenwälder und die Kastanien von Calw, die gemeint sind, und auch Marktplatz, Brücke und Kapelle, Bischofstraße und Ledergasse, Brühl und Hirsauer Wiesenweg sind überall in meinen Büchern, auch in denen, die nicht ausdrücklich sich schwäbisch geben, wiederzuerkennen, denn alle diese Bilder und hundert andre haben einst dem Knaben als Urbilder Hilfe geleistet, und nicht irgendeinem Begriff von Vaterland, sondern eben diesen Bildern bin ich zeitlebens treu und dankbar geblieben, sie haben mich und mein Weltbild formen helfen, und sie leuchten mir heute noch inniger und schöner als je in der Jugendzeit.'

Schon früh faßt der Knabe Hesse einen für ihn naheliegenden Plan: ‚Von meinem dreizehnten Jahr an war mir (...) klar, daß ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wolle.' Dabei kommt ihm eine Anregung zugute, die sich, wie andere unauffällige Inspirationen auch, eher beiläufig einstellt, dafür aber um so nachhaltiger wird: ‚In unserem Schullesebuch, das wir als zwölfjährige Lateinschüler hatten, standen die üblichen Gedichte und Geschichten, die Anekdoten von Friedrich dem Großen und Eberhard im Barte, und alles las ich gern, aber mitten zwischen diesen Sachen stand etwas anderes, etwas Wunderbares, ganz und gar Verzaubertes, das Schönste, was mir je im Leben begegnet war. Es war ein Gedicht von Hölderlin, das Fragment *Die Nacht*. Oh, diese wenigen Verse, wie oft habe ich sie damals gelesen, und wie wunderbar und heimlich Glut und auch Bangigkeit weckend war dies Gefühl: das ist Dichtung! Das ist ein Dichter!' Es sind nur vier Zeilen, die Hesse den Kopf verdrehen und eine Ahnung vom großen Geheimnis anklingen lassen, in das jedes Leben eingesponnen bleibt: ‚(...) die Nacht kommt,/ Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert uns,/ Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen/ Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.' Als der Zauber sich gelegt hat und doch nicht vorbei ist, schreibt Hesse: ‚Nie mehr, so viel und begeistert ich auch als Jüngling las, haben Dichterworte mich so völlig bezaubert, wie diese damals den Knaben.'

Im Herbst 1891 wird Hesse ins Klosterseminar Maulbronn gegeben, wo es ihm anfangs ganz gut gefällt; sein anfänglicher Elan läßt jedoch nach. Er reißt aus, irrt ‚23 Stunden in Württemberg, Baden und Hessen herum‘, schläft ‚auf freiem Feld bei 7 Grad minus‘, bis ihn Landjäger aufgreifen und zurückbringen. Die Lehrer gehen vergleichsweise milde mit ihm um, er bekommt ‚wegen unerlaubten Entweichens aus der Anstalt‘ nur acht Stunden Karzer. Danach fühlt er sich ‚so müde, kraft- und willenlos (...) Meine Füße sind immer eiskalt, während es ganz innen im Kopf brennt (...) Ich möchte hingehn wie das Abendrot‘. Es läßt sich nicht verbergen: Hesse geht es schlecht, er hat Depressionen. Die nächste Zeit gleicht einer Irrfahrt: Er verläßt Maulbronn, wird der Obhut eines Gebetsheilers in Bad Boll übergeben, was ihm aber nicht bekommt. Wenig später sieht er sich in eine unglückliche Liebe verstrickt, die ihn so belastet, dass er einen Selbstmordversuch unternimmt. Auch in der Nervenheilanstalt Stetten, der er ab Mai 1892 übergeben wird, kann man ihm nicht helfen. Zwei weitere Schulversuche folgen, die ebenso abgebrochen werden wie eine Buchhändlerlehre in Esslingen. Danach aber, als alles schon aussichtslos erscheint, ist er über den Berg. Im Frühsommer 1894 wird er Praktikant einer Werkstatt für Turmuhren in Calw. Diese Arbeit macht ihm Spaß, er findet langsam wieder zu sich selbst, wozu auch die Lesewut beiträgt, die in ihm angestaut ist; wann immer es seine Zeit erlaubt, liest er, was ihm an Büchern in die Hände fällt. Im Mai 1895 erklärt Hesse seine Krise, die er später in seinem zweiten Roman *Unterm Rad* beschreibt, für beendet: ‚Die böse Zeit voll Zorn und Haß und Selbstmordgedanken liegt hinter mir, immerhin hat sie mein dichterisches Ich ausgebildet; die tollste Sturm- und Drangzeit ist glücklich überwunden.‘ Von 1895 bis 1903 betätigt er sich als Buchhändler in Tübingen und Basel. Er veröffentlicht Gedichte und Kurzprosa. 1904 erscheint sein erster Roman *Peter Camenzind* und macht ihn bekannt. Die Botschaft dieses Buches ist jugendbewegt und altersweise zugleich; im Rückblick schreibt Hesse: ‚Ich hatte (...) den Wunsch, in einer größeren Dichtung den heutigen Menschen das großzügige, stumme Leben der Natur nahe zu bringen und lieb zu machen. Ich wollte sie lehren, auf den Herzschlag der Erde zu hören, am Leben des Ganzen teilzunehmen und im Drang ihrer kleinen Geschicke nicht zu vergessen, daß wir nicht Götter und von uns selbst geschaffen, sondern Kinder und Teile der Erde und des kosmischen Ganzen sind.‘ Das kann man auch heute noch unterschreiben, und tatsächlich hat sich Hesse schon früh einem zeitlosen Verständigungsprogramm von Mensch und Natur verpflichtet, dem literarische Moden nicht viel anhaben können. Es sieht den Dichter als Mahner, der mit den Mitteln der Poesie in Erinnerung ruft, was in geschäftiger Gegenwart vergessen zu werden droht: ‚Ich wollte daran erinnern, daß gleich den Liedern der Dichter und gleich den Träumen unsrer Nächte auch

Ströme, Meere, ziehende Wolken und Stürme Symbole und Träger der Sehnsucht sind, welche zwischen Himmel und Erde ihre Flügel ausspannt und deren Ziel die zweifellose Gewißheit vom Bürgerrecht und von der Unsterblichkeit alles Lebenden ist.' Der junge Hesse begibt sich auf die Suche nach einer Wahrheit, an die der Mensch sich halten kann, auch wenn es unmenschlich zugeht und seine persönlichen Hoffnungen ein ums andere Mal enttäuscht werden. Diese Wahrheitssuche kommt im Leben jedoch nicht an ein Ende, weiß der alte Hesse, und ist damit nicht viel schlauer als in jungen Jahren. Dennoch kann man hinzulernen, kann aus Erfahrung sogar einigermaßen glücklich werden, was sich auch in einer Art Botschaft zusammenfassen läßt: ‚Ich wollte (...) die Menschen lehren, in der brüderlichen Liebe zur Natur Quellen der Freude und Ströme des Lebens zu finden; ich wollte die Kunst des Schauens, des Wanderns und Genießens, die Lust am Gegenwärtigen predigen. Gebirge, Meere und grüne Inseln wollte ich in einer verlockend mächtigen Sprache zu euch reden lassen und wollte euch zwingen, zu sehen, was für ein maßlos vielfältiges, treibendes Leben außerhalb eurer Häuser und Städte täglich blüht und überquillt. (...) Ich wollte euch erzählen, welche goldene Kette unvergesslicher Genüsse ich Einsamer und Schwerlebiger in dieser Welt gefunden hatte, und wollte, daß ihr, die ihr vielleicht glücklicher und froher seid als ich, mit noch größeren Freuden diese Welt entdeckt.“ Daß er in seinem Erstlingsroman *Peter Camenzind* bereits die Motive versammelt, die sich auch seinen späteren Arbeiten wiederfinden, hat Hesse selbst bestätigt: ‚Ich glaube, hier haben wir den Anfang des roten Fadens gefunden, der durch mein ganzes Werk geht. Ich bin zwar nicht bei der etwas kauzigen Eremitenhaltung Camenzinds geblieben, ich habe mich im Laufe meiner Entwicklung den Problemen der Zeit nicht entzogen und nie (...) im elfenbeinernen Turme gelebt, aber das erste und brennendste meiner Probleme war nie der Staat, die Gesellschaft oder die Kirche, sondern der einzelne Mensch, die Persönlichkeit, das einmalige, nicht normierte Individuum.'

Obwohl der literarische Erfolg in seinem Ausmaß überraschend kommt, hat Hesse ihn doch insgeheim erwartet; er kann nun ganz und gar Schriftsteller sein. Er heiratet die Fotografin Maria Bernoulli, zieht nach Gaienhofen am Bodensee. Obwohl er ein ‚Gefühl von Seßhaftigkeit‘ hat und dem ‚hübschen Traum‘ anhängt, ‚mir (...) etwas wie Heimat schaffen (...) zu können‘, ist eine merkwürdige Unruhe in ihm: ‚Ich hatte mir als junger Mensch das Mannesalter ganz anders vorgestellt. Nun ist es auch wieder ein Warten, Fragen und Unruhigsein, mehr Sehnsucht als Erfüllung. Die Lindenblüten duften, und Wanderburschen, Sammelweiber, Kinder und Liebespaare scheinen alle einem Gesetz zu gehorchen und wohl zu wissen, was sie zu tun haben. Nur ich weiß nicht, was ich zu tun habe (...).‘

Hesse reist nach Italien (1904) und Indien (1911), dessen Geisteswelt ihn beeindruckt. Dennoch bleibt er ein Einzelgänger mit Familienanschluß; er hat drei Kinder, ist dreimal verheiratet, reißt sich aber immer wieder los, wenn er Einengung spürt: ‚In meinem Leben haben stets Perioden einer hochgespannten Sublimierung, einer auf Vergeistigung zielenden Askese abgewechselt mit Zeiten der Hingabe an das naiv Sinnliche, ans Kindliche, Törichte, auch ans Verrückte und Gefährliche. Jeder Mensch hat das in sich.‘ Auch seine Bücher erzählen gern von den Vorzügen und Gefährdungen des Einzelgängers: ‚Beinahe alle Prosadichtungen, die ich geschrieben habe, sind Seelenbiographien, in allen handelt es sich nicht um Geschichten, Verwicklungen und Spannungen, sondern sie sind im Grunde Monologe, in denen eine einzige Person‘ - wie *Peter Camenzind*, *Knulp*, *Demian*, *Siddharta*, Harry Haller [*Der Steppenwolf*] - ‚in ihren Beziehungen zur Welt und zum eigenen Ich betrachtet wird.‘ Was Hesse über seinen Romanhelden *Peter Camenzind* sagt, der ihn in die Erfolgsspur brachte, gilt, mit Abstrichen, auch für ihn selbst: ‚Er strebt von der Welt und Gesellschaft zur Natur zurück, er wiederholt im kleinen die halb tapfere, halb sentimentale Revolte Rousseaus, er wird auf diesem Wege zum Dichter.‘ Zu Beginn des Ersten Weltkriegs meldet sich Hesse als Freiwilliger; man will ihn aber nicht haben, denn er ist schwer kurzsichtig. Der Dichter Hesse wird immer pazifistischer; er betätigt sich in der Kriegsgefangenenfürsorge und nervt seine Landsleute mit mahnenden Texten, die ihm mehrheitlich heftige Beschimpfungen einbringen. Hesse fühlt sich als ‚der Ausgestoßene‘, was auch ein gleichnamiges Gedicht jener Zeit zum Ausdruck bringt: ‚Jahre ohne Segen,/ Sturm auf allen Wegen,/ Nirgend Heimatland,/ Irrweg nur und Fehle!/ Schwer auf meiner Seele/ Lastet Gottes Hand.‘“

Wunderlich war eingeschlafen, und er sah in dieser von Hesse für den Hausgebrauch eingestimmten Nacht, da das Licht bis in den Morgen brannte, ähnlich zufrieden aus wie am Tage zuvor.

11

„Sehr geehrter Herr Dr. Lötzbeier!

Dies ist nur eine Art Zwischenruf. Sie sind mich noch nicht los, was Sie vermutlich schon gehofft haben bzw. auch weiterhin hoffen. Ich bin einer Sache auf der Spur, die, lassen Sie mich das so salopp sagen, ein echter Hammer ist, wenngleich sie, mit Blick auf gewisse

zeitgenössische Zwangsoffenbarungen, dann möglicherweise doch nicht hundertprozentig überraschend käme. Sie verstehen? Nein.? Auch gut, dann werden Sie sich um so mehr freuen, wenn ich in absehbarer Zeit Vollzug melden kann. Heute also, wie gesagt, ein Zwischenruf. Ich möchte Ihnen, anhand von zwei, drei Zitaten aus einem der letzten Bücher Wunderlichs mit dem albernen Titel „Himmelwärts Ab“, noch einmal verdeutlichen, wie sehr und wie subtil dieser Mann – der übrigens, wie mir zugetragen wurde, in Ihrem Städtchen bereits gewisse Ausfallerscheinungen zeigen soll - seinen literarischen Alkohollobbyismus verfolgt. Er arbeitet mit unauffälligen Einschmuggelungen zwischen den Zeilen, die sich dann zu einem Bild summieren, aus dem abzulesen ist, dass ein Lebensstil ohne begleitenden Wein-, Bier- oder gar Schnapskonsum scheinbar nicht mehr möglich ist und, nach Meinung dieses Herrn, auch wohl nicht mehr möglich sein sollte.

Als der heruntergekommene Held des obengenannten Werkes, der schon schwankend und schlecht zu Fuß das Haus seiner neuen Vermieterin erreicht, einer so genannten Generalswitwe, die, wie sich herausstellt, ebenfalls kein Vorbild, sondern selbst suchtgefährdet ist, ersucht er sie nach kurzer, eher kühler Begrüßung: ‚Sie könnten uns einen Kasten Bier holen. Wenn ich schon nicht mit Ihnen reden will, so könnte ich immerhin mit Ihnen trinken.‘ (S. 42 f.). Wenig später (S. 53) sitzt diese Generalswitwe schon als Zechkumpanin an der Seite des Erzählers, der ihr zwischendurch, wenn man so will: erfreulich ehrlich, zu verstehen gibt: ‚Die Schäden, die man an mir anrichtete, sind irreparabel. Wenn Sie aber gehen müssen, Frau Generalin, ich will Sie nicht aufhalten, dann lassen Sie bitte den Kasten Bier hier. Er ist wichtig für mich. Überlebenswichtig.‘ Und, machen wir eine Sprung nach vorn, der bereits das Ende des Buches in den Blick nimmt, das bei Wunderlich immer seltsam nebulös, als eine Art Verflüchtigung bei gerade noch lebendem Leib, inszeniert wird: Auf S. 174 f. wird schon am Morgen das Quantum an Getränken erhöht, die man zu verzehren gedenkt, und es ist niemand anderes als die Generalswitwe, die darauf hinweist – sie hat sich also längst den Gepflogenheiten ihres Mieters angepasst. ‚Lassen Sie mich nicht vorschnell in Stich‘, sagt sie. ‚Ich habe, zusätzlich zum Bier, noch einige Fläschchen vorzüglichen Spätburgunder von der Winzergenossenschaft Efringen-Kirchen besorgt. Dem können Sie zusprechen, während Sie mir zusprechen.‘

So weit, so schlecht. Sie sehen, das Werk des Herrn Wunderlich ist und bleibt eine Fundgrube für - höflich gesagt - Verfänglichkeiten aller Art, wobei ich mich bevorzugt auf jene Textstellen beziehe, die zum unmittelbaren Bereich meiner früheren politischen Tätigkeit gehör(t)en. Abschließend sei noch darauf verwiesen, dass Wunderlich jedoch auch auf anderem Gebiet ausfällig werden kann, da kennt er nichts: So können Sie auf S. 36 des

genannten Buches folgende geschmackvolle Bemerkung lesen: ‚Ihr Bett ist eine einzige Zumutung, eine Furzkiste, in der verliert man jegliches Rückgrat. Kein Bimbo in irgendeinem Asylantenheim dieser heruntergewirtschafteten Republik würde auch nur eine Minute auf dieser Sperrmüllmatratze lagern.‘

Demnächst mehr. Mit freundlichem Grüßen Ihre Dr. Melanie Stahlknecht

P.S.: Wie ich höre, trägt sich der Wunderlich mit der Absicht, eine kleine Abschiedslesung in Calw durchzuführen. Wollen wir wetten, dass er dabei auch wieder nur altes, umfrisiertes Zeug zum Vortrag bringen wird ...?“

„Sehr geehrte Frau Dr. Stahlknecht!

Sie haben Recht, Ihre Briefe sind für mich kein Quell der Freude. Dennoch danke ich Ihnen auch diesmal für den Lektürehinweis: Das klingt doch alles sehr munter und schön. Sogar das angeblich anstößige Zitat, das die sogenannte Asylantenfrage anspricht, fand ich nicht uninteressant, da wir in einer unserer hiesigen Unterkünfte ebenfalls ein Matratzenproblem haben, das uns, in Maßen, Sorge bereitet.

Mit freundlichem Gruß: Dr. Frido Lötzbeier“

12

Adrian Berghoff fühlte sich belästigt. Er, der in letzter Zeit Wichtiges geleistet hatte, wie er fand, nicht zuletzt auch im Hinblick auf seine persönliche Zukunft, ohne dass ihm deshalb bislang Belohnung zuteil geworden wäre, hatte von seinem Chef den Auftrag erhalten, eine kürzlich erschienene Publikation zu würdigen, die sich allein schon deshalb nicht angemessen würdigen ließ, weil das Werk einen ziemlich dämlichen Titel hatte: „Hesses Hund“. Der Verfasser hieß, passend dazu und ebenfalls ziemlich dämlich, Hermann Wauh, war, so die Auskunft des Klappentextes, „promovierter Psychologe“ und betrieb „eine tierpsychologische Privatpraxis in Bad Arnis (Schlei)“. Was soll das, hatte Berghoff sofort gedacht, jeder der ein bisschen Ahnung von Hesse hat, und in Calw haben fast alle ein bisschen Ahnung von Hesse, weiß, dass Hesse keinen Hund hatte, Katzen ja, aber keinen Hund. Nun meinte dieser Dr. Wauh aber Gegenteiliges herausgefunden zu haben: Hesse hatte einen Hund, und zwar einen mit Namen Ludi, auch das sehr originell. Angeblich war er ihm ins Haus gekommen, als der Dichter ins Tessin zog. Berghoff hatte daraufhin erstmal seinen HgH, seinen Hausgebrauch-Hesse, zu Rate gezogen, eine, wie die Calwer wussten, verdienstvoll-schmale, aber auch erstaunlich lückenhafte Publikation, aus der Feinheiten zu Hesses Leben und Werk kaum zu beziehen waren, schon gar nicht solche, die sich mit einem Phantomhund namens Ludi befassten.

„Im Mai 1919 zieht Hesse nach Montagnola im Tessin“, las Berghoff, „ein ‚kleines, verschlafenes Dorf inmitten von Rebbergen und Kastanienwäldern‘, das zu seiner eigentlichen Heimat wird. Der Sommer, der auf den Mai folgt, ist ein heißer, rauschhafter Sommer, der ihm neuen Lebensmut gibt: ‚(...) ich bin nicht gestorben. Also nochmals dreht sich Erde und Sonne für mich, (...) und noch lange spiegelt sich Blau und Wolke, See und Wald in meinem

lebendigen Blick, nochmals gehört mir die Welt, nochmals spielt sie auf meinem Herzen ihre vielstimmige Zaubermusik.' Die Bildermacht dieses Sommers, den er später die ‚vollste, üppigste, fleißigste und glühendste‘ Zeit seines Lebens nennt, gibt er an einen Romanhelden weiter, den Maler *Klingsor*, der davon gar nicht genug bekommen kann: ‚Die heißen Tage, so lang sie waren, loderten weg wie brennende Fahnen, den kurzen schwülen Mondnächten folgten kurze schwüle Regennächte, wie Träume schnell und mit Bildern überfüllt fieberten die glänzenden Wochen dahin. (...) Unter ihm sank tief und schwindelnd der alte Terrassengarten hinab, ein tief durchschattetes Gewühl dichter Baumwipfel (...). Über der Baumschwärze schimmerten blaßspiegelnd die großen blechernen Blätter der Sommermagnolien, riesige schneeweiße Blüten dazwischen halbgeschlossen, groß wie Menschenköpfe, bleich wie Mond und Elfenbein, von denen durchdringend und beschwingt ein inniger Zitronengeruch herüberkam.' Hesse hat inzwischen selbst angefangen zu malen: ‚Die glühenden Tage wanderte ich durch die Dörfer und Kastanienwälder, saß auf dem Klappstühlchen und versuchte, mit Wasserfarben etwas von dem flutenden Zauber aufzubewahren, die warmen Nächte saß ich bis zu später Stunde, bei offenen Türen und Fenstern in Klingsors Schließchen und versuchte, etwas erfahrener und besonnener, als ich es mit dem Pinsel konnte, mit Worten das Lied dieses unerhörten Sommers zu singen.'

1923 erhält Hesse die Schweizer Staatsbürgerschaft. Zwischen den beiden Weltkriegen nutzt er seine wachsende Berühmtheit, um politisch Einfluß zu nehmen; er tut dies auf seine persönliche Art, indem er unzählige Briefe an junge Deutsche schreibt, denen er ins Gewissen redet. Das an sich ist schon eine Fleißleistung; hinzu kommen die Bücher, die er veröffentlicht, u.a. *Demian* (1919), den Indien-Roman *Siddharta* (1922), *Sinclair's Notizbuch* (1923), *Kurgast* (1925), *Der Steppenwolf* (1927), *Betrachtungen*, *Krisis* (1928), *Narziß und Goldmund* (1930).

1942, mitten im Krieg, beendet Hesse seinen Roman *Das Glasperlenspiel*, vielleicht sein reichhaltigstes Werk, das ‚den Widerstand des Geistes gegen die barbarischen Mächte zum Ausdruck bringen‘ will und sich, erstaunlich genug, denn der Kampf gegen ebendiese barbarischen Mächte ist ja noch nicht gewonnen, zu einer ‚Heiterkeit‘ bekennt, ‚die ja nichts anderes ist als Tapferkeit, als ein heiteres, lächelndes Schreiten und Tanzen mitten durch die Schrecken und Flammen der Welt (...)'. Hesses anspruchsvoll gedachte Heiterkeit findet ihre Beglaubigung nicht in der Tagespolitik, auch nicht im persönlichen Krisenmanagement einer einzelnen Existenz, sondern in der Ideenvorgabe des Allgemeinmenschlichen: ‚Diese Heiterkeit ist weder Tändelei noch Selbstgefälligkeit, sie ist höchste Erkenntnis und Liebe, ist Bejahen aller Wirklichkeit, Wachsein am Rand aller Tiefen und Abgründe, sie ist eine Tugend

der Heiligen und der Ritter, sie ist unsterblich und nimmt mit dem Alter und der Todesnähe nur immer zu. Sie ist das Geheimnis des Schönen und die eigentliche Substanz jeder Kunst. (...) Auch wenn ganze Völker und Sprachen die Tiefe der Welt zu ergründen suchen, in Mythen, Kosmogonien, Religionen, ist das Letzte und Höchste, was sie erreichen können, diese Heiterkeit.' In einen solchen Gemütszustand kann man sich jedoch, wenn überhaupt, nur im Alter versenken, und gerade dann bleibt ein Ende abzusehen. Hesse hat die von ihm so ehrfürchtig beschworene Heiterkeit denn auch weniger realistisch als idealistisch gesehen, sie dient ihm als Resonanzboden für einen Erkenntnisgang, der sich seiner Sache nie sicher sein kann und deswegen immer schon über sich hinausweist.' ‚Mein Leben (...)‘, läßt er den *Magister Ludi Josef Knecht*, nach dem er übrigens auch einen Hund benennt, den er sich vorübergehend ins Haus holt, dann aber wieder abgeben muß, weil das Tier verhaltensauffällig wird, im Roman *Das Glasperlenspiel* sagen, ‚mein Leben sollte ein Transzendieren sein, ein Fortschreiten von Stufe zu Stufe, es sollte ein Raum um den andern durchschritten und zurückgelassen werden, so wie eine Musik Thema um Thema, Tempo um Tempo erledigt, abspielt, vollendet und hinter sich läßt, nie müde, nie schlafend, stets wach, stets vollkommen gegenwärtig.“ Also doch. Berghoff, der schon öfter in seinem HgH geblättert hatte, aber noch nie, nachdem er zuvor anderthalb Flaschen Wein getrunken hatte, war diese Stelle bislang entgangen. Anscheinend gab es ihn doch, den Hund namens Ludi, der unter diesen Vorzeichen gar nicht anders konnte, als verhaltensauffällig zu werden. Was wohl aus ihm geworden war? Tierheim? Gab's damals überhaupt schon Tierheime, und dann noch im Tessin? Berghoff hätte auf der Stelle einschlafen können, aber der Schlaf, der über ihn gekommen wäre, hätte ihn nur vorübergehend von der faden Pflicht befreit, am nächsten Tag etwas über einen Autor namens Hermann Wauh und sein Buch „Hesses Hund“ schreiben zu müssen. Also las er weiter, den Kopf in beide Hände gestützt; vielleicht wurden ihm zu später Stunde ja noch andere werkbiographische Einzelheiten offengelegt, die er zuvor, vermutlich aus gutem Grund, übersehen hatte.

„Eine Gewißheit, in der wir uns einhausen könnten, um auf Dauer behütet und abgesichert zu sein, ist für uns nicht vorgesehen.“ Wohl wahr. „Es gibt die Wahrheit, mein Lieber! Aber die ‚Lehre‘, die du begehrt, die absolute, vollkommene und allein weise machende, die gibt es nicht. Du sollst dich auch gar nicht nach einer vollkommenen Lehre sehnen, Freund, sondern nach Vervollkommnung deiner selbst. Die Gottheit ist in dir, nicht in den Begriffen und Büchern. Die Wahrheit wird gelebt, nicht doziert.' Dazu paßt, daß Hesse, den seine zahlreichen Verehrer auch als Lebensberater in Anspruch nehmen wollen, es ablehnt, Patentrezepte auszugeben; er ist ein Wahrheitssucher, kein Wahrheitsverkünder: ‚Ich kann

Ihnen keine Fragen beantworten, ich kann meine eigenen Fragen nicht beantworten. Ich stehe ebenso ratlos und ebenso bedrückt vor der Grausamkeit des Lebens wie Sie. Dennoch habe ich den Glauben, daß die Sinnlosigkeit überwindbar sei, indem ich immer wieder meinem Leben doch einen Sinn setze. Ich glaube, daß ich für die Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit des Lebens nicht verantwortlich bin, daß ich aber dafür verantwortlich bin, was ich selber mit meinem eigenen, einmaligen Leben anfangen.

Nach dem Krieg wird Hesse mit hohen Ehren bedacht: er erhält im gleichen Jahr den Goethe-Preis und den Nobelpreis für Literatur (1946). Seinen Ruhm, der ja zuvor schon nicht gering war, hat das noch einmal befördert, bis hin zur fortgesetzten Belästigung: Am Eingang zu seinem Haus bringt er ein Schild an: ‚Bitte keine Besuche!‘; genützt hat es nicht viel. Und auch, daß er auf poetische Weise um Schonung ersucht, vermag die zur Verehrung entschlossenen Zeitgenossen nicht zu beeindrucken: ‚*Worte des Meng Hsiä (alt chinesisch)*. – Wenn Einer alt geworden ist und das Seine getan hat, steht ihm zu, sich in der Stille mit dem Tode zu befreunden. Nicht bedarf er der Menschen. Er kennt sie, er hat ihrer genug gesehen. Wessen er bedarf, ist Stille. Nicht schicklich ist es, einen Solchen aufzusuchen, ihn anzureden, ihn mit Schwatzen zu quälen. An der Pforte seiner Behausung ziemt es sich vorbeizugehen, als wäre sie Niemandes Wohnung.’

Größere Prosaschriften veröffentlicht Hesse zuletzt nicht mehr, seine Sehkraft läßt nach, er erkrankt an Leukämie. Was er noch schreibt, sind vor allem Gedichte, die vom Bleibenden sprechen, von ehrwürdigen Gewißeheiten, Hoffnungen, von der Antwort des Lebens auf den Tod. In seinem bekanntesten Gedicht *Stufen*, das altgediente Hesse-Fans Wort für Wort und mit leuchtendem Blick hersagen können, heißt es: ‚(...) Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten, / An keinem wie an einer Heimat hängen, / Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen, / Er will uns Stuf’ um Stufe heben, weiten./ Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise / Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen; / Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,/ Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen. // Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde/ Uns neuen Räumen jung entgegen senden, / Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden... / Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!’

Hesse war der Dichter ‚des gegenbürgerlichen Mutes‘ (Alfred Wolkenstein); er besaß ein ‚erlesenes Gefühl für das Angemessene, für Zurückhaltung, für Harmonie und (...) den inneren Zusammenhang der Dinge‘ (André Gide). Seine Leser wissen das noch immer zu schätzen; sie mögen einen Autor, der es ehrlich mit ihnen meint und dafür in Kauf nahm, von selbstgefälligen Kritikern abgestraft zu werden.“

Berghoff war schlecht. Er musste an die frische Luft. Draußen kalte Nacht, noch immer kein Frühling. Ganz Calw lag im Bett. Ganz Calw? Nein, einer war noch wach, der Autor Gerald Wunderlich, den Berghoff seit ihrem gemeinsamen Absturz in der Klosterschenke Hirsau irgendwie sympathisch fand. Er verspürte so etwas wie ein Solidaritätsgefühl mit diesem Mann, der ja auch nur eine arme Sau war. Wie wir alle, dachte Berghoff, der sich vornahm, zumindest einen Tag keinen Wein mehr zu trinken. Wunderlich stand auf der Brücke und unterhielt sich mit Hesse, es war eine etwas einseitige Konversation. Der verhaltensauffällige Ludi, dachte Berghoff, er hätte er nicht nur zu Hesse, sondern auch zu Wunderlich gepasst. „Alles klar, Herr Stipendiat?“ fragte er. Wunderlich umarmte ihn. „Kamerad“, rief er. „Schön dich zu sehen. Und das schon am frühen Morgen. Ich habe übrigens gestern oder vorgestern ein grandioses Gedicht geschrieben.“

„Freut mich, das können Sie mir ja dann bei Gelegenheit mal vorlesen.“

„Geht leider nicht. Es ist verschwunden. Geklaut. Übrigens ist euer Hesse erstaunlich maulfaul. Seit Jahren steh' ich hier rum und rede auf ihn ein, aber er antwortet nicht.“

„Jaja, so sind sie die Autoren“, sagte Berghoff. „Wenn Sie was sagen sollen, sagen sie nichts. Dafür mischen sie sich gern in Sachen ein, von denen sie keine Ahnung haben.“

„Kenn' ich. Ich hab' auch keine Ahnung und nichts zu sagen, kann darüber aber, wenn's sein muß, stundenlang reden.“

„Und schreiben ...“

„Schreiben weniger. Die Kunst der Ladehemmung oder wie ich lernte, meine Schaffenskrise zu verewigen.“

„Wird das Ihr neues Buch?“

„Nein, das soll *Calwer Frühling* heißen.“

„Und? Ist es schon fertig?“

„Nicht ganz. Von geplanten 111 Seiten fehlen noch 110. Aber der Titel steht. Wir nehmen's, wie's kommt. Der Kamerad und ich.“

„Na dann. Die literarische Welt dürfte gespannt sein. Ich nicht, denn ich muß ins Bett ...“

„Wünsche angenehme Ruh'. Ich werde mich noch ein wenig mit Hesse unterhalten. Vielleicht kriegt er ja doch noch das Maul auf. Im besonderen würde mich interessieren, wie er mit seinen Krisen umgegangen ist. Ich kenne ihn nicht so gut, aber Krisen wird er ja auch wohl gehabt haben. Die entscheidende Frage ist nämlich nicht, was einer schreibt, sondern was er nicht schreibt. Man kann das Krise nennen, für mich gehört das aber eher zum Normalbetrieb. Und dann wäre da noch zu fragen ...“

„Also, gut's Nächtle. Bleiben Sie nicht mehr zu lange, es ist saukalt.“

Es stellte sich übrigens heraus, dass nicht nur Wunderlichs grandioses Gedicht verschwunden war. Als Berghoff am nächsten Morgen mit dickem Kopf noch einmal in seinen HgH schaute, war auch Ludi weg. Jemand hatte sich am Text zu schaffen gemacht und Hesses Hund so unauffällig freigesetzt, als hätte er nie existiert.

13

„Ich weiß, der Befund klingt nicht gerade günstig“, sagte der Arzt.

„Nicht gerade günstig ist gut, man könnte ihn viel eher vernichtend nennen.“

„Dafür wirken Sie recht gelassen.“

„Was bleibt mir anderes übrig“, sagte Frau Bleck. „Ich bin eine disziplinierte alte Frau, ich weine grundsätzlich nur in meinen eigenen Räumlichkeiten.“

„Sehr löblich. Ich darf und muß Ihnen aber widersprechen. Sie sind keine alte Frau.“

„Danke, sehr freundlich. Aber das weiß ich besser.“

„Schauen Sie sich doch an“, sagte der Arzt. „Sie sehen aus wie das blühende Leben. Verzeihung, das war jetzt wohl eine eher unpassende Bemerkung, nachdem ich Ihnen gerade ...“

„Schon gut, man hört so was lieber, als wenn Sie mir beispielsweise gesagt hätten: So wie Sie aussehen, rollen Sie direkt aufs Grab zu ...“

„Wir alle haben das Grab vor Augen“, sagte der Arzt. Eigentlich ein ganz sympathischer Typ, nicht mehr ganz jung, aber auch noch kein alter Mann, lichtetes graues Haar, blaue Augen, gepflegte Hände, was will man mehr. Frau Bleck lächelte. Daß man in meinem Alter und mit diesem Befund an der Backe noch so vergleichsweise eindeutige Gedanken haben kann, dachte sie. Müßte verboten werden, ein Fall für die Regelungswutbehörden der EU.

„Wenn Sie lächeln, gefallen Sie mir noch besser“, sagte der Arzt. Er will doch wohl nicht mit mir flirten? dachte Frau Bleck. Wo kommen wir denn da hin. „Ich muß jetzt gehen“, sagte sie. Keine besonders originelle Bemerkung, aber sie begann, sich unwohl zu fühlen. Die Komplimente des alles in allem gut aussehenden Medizinmannes konnten nicht darüber hinweg täuschen, dass der Ernst des Lebens, den sie nie so ganz ernst genommen hatte, nun erst richtig ernst wurde. Toderntst. Auf einmal fröstelte sie in diesem eher überheizten Zimmer.

„Wir sehen uns wieder“, sagte der Arzt.

„Das klingt wie eine Drohung.“

„Ist aber nicht so gemeint, im Gegenteil. Außerdem bin ich nicht Ihr Bestatter.“

Als sie schon in der Tür war, rief er ihr noch nach: „Wissen Sie übrigens, dass Sie eine besondere Ausstrahlung haben?“

„Das wird die Krankheit sein“, sagte Frau Bleck.

Auf dem Flur wartete Susanne: Man sah ihr an, dass sie sich Sorgen machte. „Und?“ fragte sie. „Was hat er gesagt?“

„Wer?“

„Der Arzt natürlich.“

„Er hat mir Komplimente gemacht. Ich hätte eine gewisse Ausstrahlung, sagte er. Wenn ich's nicht besser wüsste, hätte man meinen können, dass er mich attraktiv findet ...“

„Lächerlich!“ wollte Frau Bleck noch sagen, aber das bekam sie nicht mehr heraus, sie schaffte es noch in den Rollstuhl, dann fing sie an zu weinen. Susanne kniete vor ihr, nahm ihre Hände, wollte trösten, wusste aber nicht wie. Sie reichte ihr ein Taschentuch, das wird in Fernsehspielen auch immer so gemacht. Frau Bleck schneuzte sich. „Das hat sich vermutlich nicht sehr damenhaft angehört“, krächzte sie.

„Scheiß drauf“, sagte Susanne.

„Können Sie mich wieder ein bisschen spazierfahren? Wir haben zwar immer noch keinen Frühling, aber das ist mir im Moment egal. Wie so vieles andere auch. Nur dass Sie da sind, das ist mir nicht egal. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr Sie mir ans Herz gewachsen sind ...“

Fast hätte sie wieder angefangen zu heulen, zumal sie mit Blick schräg nach oben bemerkte, dass auch Susanne mit den Tränen kämpfte. „Schluß, aus, Feierabend!“ rief Frau Bleck.

„Nicht nur Männer sind Weicheier, manche Frauen sind es auch.“

Es war kühl, der Himmel bedeckt, Nässe in der Luft, der Kurpark eine kurgastfreie Zone.

„Was für eine wohlthätige Ruhe“, sagte Frau Bleck. „Alle sind in ihren warmen Löchern, nur wir nicht.“

„Weil wir eben doch keine Weicheier sind.“

Susanne wischte die Schneereste ab, die noch auf ihrer Lieblingsbank lagerten. Sie setzten sich, schwiegen, froren; das Taubenpaar kam wieder angefliegen, landete gemächlich, machte dann aber schnell den Abflug, weil es spürte, dass es heute noch weniger willkommen war als beim letzten Mal. Susanne wusste, dass Frau Bleck nichts zu ihrem Arztbesuch sagen würde, schon gar nicht zu der Diagnose, die man ihr mitgegeben hatte. Daß diese Diagnose einen Schock bedeutete, war mit Händen zu greifen. Der Himmel wurde heller, sehr gemächlich und allmählich, wie's schien, wenn man noch drei Tage auf der Bank ausharren würde, saß man am Ende in der prallen Sonne.

„Die Gedichte, die Sie mir gezeigt haben, waren übrigens von Johannes Bobrowski und Karl Krolow“, sagte Frau Bleck. „Keine Einzueins-Abschriften, sondern mehr oder weniger geschickte Montagen. Gibt's inzwischen etwas Neues an der Lyrik-Front?“

„Jeden Tag kommt etwas Neues, ich hab' mich schon dran gewöhnt, ja, irgendwie freue ich mich sogar darauf.“

„Etwas neues Altes, vermute ich mal. Der Verehrer wird sein Arbeitsprinzip doch wohl nicht geändert haben. Oder dichtet er nun selber?“

„Ich glaube eher nicht. Die Gedichte stammen alle aus einem professionellen Umfeld, das kann ich inzwischen auch beurteilen.“

„Und? Haben Sie einen Verdacht?“

„Inzwischen ja. Wenn er sich erhärtet, wäre das eine Überraschung. Ganz nach dem Motto: Auf das Naheliegende kommt man immer zuletzt.“

„Wären Sie denn zufrieden oder gar beglückt, wenn sich Ihr Verdacht bestätigen würde?“

„Wie man's nimmt. Es wäre sozusagen die zweit- oder drittbeste Lösung.“

„Besser so eine Lösung als gar keine, glauben Sie mir. Ich habe früher die zweit-, dritt- und vierbesten Verehrer grundsätzlich übersehen, was ein Fehler war, wie ich heute weiß. Eine Liebe kann man sich auch aufbauen, behutsam, Tag für Tag, von den Nächten ganz zu schweigen.“

„Erzählen Sie ruhig weiter, ich hör' Ihnen gerne zu.“

„Das war's schon in Sachen Liebe. Zumindest für heute. Apropos heute: Haben Sie das Gedicht des Tages dabei?“

„Ja, zufällig hab ich's dabei. Wollen Sie es hören?“

„Gerne. Wir können ja ein kleines Quiz machen, das heitere Gedichteraten.“

Susanne räusperte sich. „Deine Stimme, die mich umarmt hat /“, sagte sie, kämpfte gegen ein Lachen an, „es ist viele Tage her, / ich habe jeden Tag / ein kleines Stück von ihr gegessen, / ich habe viele Tage / von ihr gelebt. / Bescheiden wie die Tiere der Armen / die am Wegrand / die schütterten Halme zupfen / von denen nichts gestreut wird. // So wenig, so viel / wie die Stimme, / die mich in den Arm nimmt, musst du mir lassen -“

„Stopp!“ rief Frau Bleck. „Das kann nur von einer Frau sein. Ich tippe auf die Kollegin Hilde Domin ...“

„Kollegin?“

Frau Bleck war verlegen. „Nun ja, ich hab' sie gekannt. Und ...“

„Sie haben auch selbst geschrieben, ich weiß“, sagte Susanne. „Man hat so seine Zuträger.“

„So, hat man die. Und was hat man nach Meinung dieser Zuträger wohl so geschrieben?“

„Zum Beispiel eigenwillige Prosaminiaturen, manchmal brilliant, aber manchmal auch etwas zu verspielt ...“

„War das jetzt der O-Ton Zuträger?“

„Ja, so ähnlich. Sie haben zum Beispiel mal in einer überregionalen Zeitung eine kleine Serie gehabt, die hieß *Erinnern Sie sich?* ...“

„Wenn Sie's sagen. Auf die titelgebende Frage *Erinnern Sie sich?* Kann ich nur antworten: Nein, ich erinnere mich nicht.“ Frau Bleck lächelte, machte eine Pause, „Doch“, sagte sie dann, „ich erinnere mich.“

„Ich habe sogar eine dieser Miniaturen gelesen.“

„Kann nicht sein. Die sind doch vergessen und vergraben.“

„Von wegen. Ein Text ist immer noch öffentlich zugänglich, und zwar an keinem geringeren Ort als dem Calwer Hesse-Museum.“

„Echt? Kann ich kaum glauben. Gut, dass ich als Autorennamen immer nur ein Kürzel verwendet habe ...“

„CB. Jetzt weiß ich immerhin, dass Ihr geheimnisumwitterter Vorname mit C anfängt.“

„Sie werden ihn schon noch heraus bekommen, diesen komischen Vornamen. Vielleicht schon bald. Auf meinem Grabstein zum Beispiel wird mehr stehen als CB. Versprochen.“

14

ERINNERN SIE SICH?

An Andreas Hesse zum Beispiel, Andreas Hesse, der ein entfernter Nachkömmling des nicht nur in Calw wohlbekannten Hermann Hesse ist? Andreas Hesse, den man heute, leider, leider, muß man sagen, in einer privaten, für fortschrittliche Behandlungsmethoden und ein noch fortschrittlicheres Preisniveau bekannten psychiatrischen Privatanstalt in der Nähe von Bad Boll verwahrt hält, hat, und das ist fast schon wieder in Vergessenheit geraten, eine literarische Karriere hinter sich, die einem aufplatzenden und gleich wieder verlöschenden Glühstern glich. Mit einem einzigen Buch, dem etwa viertausend Seiten starken, fünfbändigen Epos *Die Sichtbarkeit der Dinge*, machte er kurzfristig Furore. Die Fachwelt staunte und wunderte sich: »Daß man heute noch so erzählen kann, so weitwinklig und gewunden, so sprachmächtig und resistent, so bärenstark und besessen«, schrieb beispielsweise der Großkritiker Peter G. Rabbatz, und er fügte hinzu: „So rauschend und so vereinnahmend ist

Jalaberts Prosa, dass man, mit schmerzflügeligem Kopf, das Gefühl zurückbehält, man habe in diesem dahinströmenden Sprachstrom schon einmal gestanden, in versunkenen schönen Tagen vielleicht, als man noch jünger war und immer scharf dran an einer Zukunft, die keine Vergangenheit braucht“. Was er damit meinte, wußte Rabbatz, der auch in fortgeschrittenem Alter noch ein Umtriebiger ist, wohl selbst nicht so genau, aber darauf kommt es bei einem Kritiker ohnehin nicht an; sein Gewerbe verlangt die ummantelte Bekundung, die Rätselspiel, Hymne und Totenschein in einem sein will. Andreas Hesse, durfte man daraus folgern, schrieb nicht gerade zeittypisch. In seiner verzweigten Familie, die übrigens großzügig für seinen Psychiatrieaufenthalt aufkommt, hat es denn auch, wie freimütig eingestanden wird, noch niemand fertiggebracht, auch nur eine einzige Seite im Werk dieses großen und verkannten Unzeitgemäßen zu lesen, das z.B. die folgende Passage enthält: „Nur ein Augenblick, ein Augenblick der Vergangenheit? Weit mehr als das; die Heimkehr in unser Zimmer, während ich verspüre, wie ein Lächeln des Glücks meine Züge überflutete, bei dem Gedanken an das große, von Eigenwärme aufgeheizte Bett, das brennende Kaminfeuer, die Wärmflasche, die Federkissen und Woldecken, die ihre Hitze an das Lager abgegeben haben, in das wir uns gleiten lassen, in dem wir uns einmauern, uns verschanzen, bis zum Gesicht verstecken, als könnten Feinde kommen und draußen anklopfen, wobei wir heiter bei uns denken, dass sie uns nicht fassen werden, da sie nicht wissen, wo wir sind, so gut haben wir uns verkrochen, und den Lärm des von außen her anstürmenden Windes verlachen, der durch alle Kaminessen hindurch zu allen Stockwerken unseres Schlosses aufsteigt, alle Etagen durchstößert und an allen Türgriffen rüttelt; wir aber, wenn wir seine Kälte zu uns dringen fühlen, ziehen die Decken fester um uns herum, gleiten ein wenig tiefer darunter, fassen unsere Wärmflasche mit den Füßen und schieben sie etwas höher hinauf, damit, wenn wir sie wieder nach unten rücken, das Bett an dieser Stelle glühend heiß bleibt, verbergen uns so, daß nur das Gesicht herausschaut, knäueln uns zusammen, drehen uns um, schließen uns nach allen Seiten ab und sagen uns: Das Leben ist doch eine schöne Sache.“ -

Zugegeben: Spannend war Andreas Hesses opulenter Roman nicht, nicht wirklich spannend, und daß das Leben, innerhalb und außerhalb eines wirklich guten, mummeligen Bettes eine schöne Sache ist, auch darüber ließ sich streiten, zumal wenig später die Stunde der Wahrheit schlug, die dadurch eingeläutet wurde, daß ein Kritiker, kein großer, sondern ein eher kleiner, einer von den kratzsüchtigen Beißern, die ein Kunstwerk lieber prophylaktisch einreißen, als es andächtig zu umkreisen, herausfand, dass Hesses Prosa aus einem einzigen, breit angelegten Plagiat bestand: Er hatte sich bei Marcel Proust bedient, im *Jean Santeuil*, aber auch, noch dreister, in der *Suche nach der verlorenen Zeit*, und als das

feststand, wir sehen es noch vor uns, saß Andreas Hesse, der Autor, der keiner war, von Lichtquellen bestrahlt auf erhöhtem Podium, ein fernes abgewandtes Lächeln im Gesicht, er bewegte die Lippen, sagte nichts, wie er überhaupt nie irgend etwas gesagt hat, zu seinem Werk, seinem Leben, er wußte, warum; der Mann behaust eine ganz andere Welt, in der es wohl leiser, herabgestimmter zugeht als in unserer Welt, die sich nicht auf die eine Gewinn- und Verlustrechnung reduzieren lässt, an der wir sie, zweckmäßigerweise, zu bemessen haben. – Eine kleine Pointe hatte Andreas Hesses Geschichte übrigens noch, denn es stellte sich heraus, daß der Mann in seinem ganzen Leben kein einziges Buch gelesen hatte, keines von Proust, keines von Pasternak, Priestley, Pessoa, Penzoldt, Podewils, Puig, Peckenbauer, Poe oder Papst Paul, ja er konnte gar nicht lesen, und alles, was er hatte, war immer nur in seinem Kopf gewesen.

Erinnern Sie sich?

CB

15

Das eigentliche Abenteuer war jetzt das morgendliche Erwachen. Er schlief für gewöhnlich einen bleiernen Schlaf, ohne bemerkenswerte Unterbrechungen, und kam dann so gegen 8 Uhr zu sich. Das war's aber gerade: Wer kam da zu wem? Er hatte Mühe, sich zu sortieren, was schon mit der Wahl des Ortes begann, an dem er sich mutmaßlich befand. Daß es schon seit einiger Zeit der Ort Calw war, an dem er zu erwachen geruhte, fiel ihm, meinte er, von Tag zu Tag später ein. Zuletzt hatte er zwei-, dreimal hintereinander auf Düsseldorf getippt, was aber Blödsinn war, denn in Düsseldorf war er nie gewesen, immer nur durchgefahren, vermutlich aus gutem Grund, zumal er die örtliche Fußballmannschaft mit Vornamen Fortuna noch nie gemocht hatte, nicht mal ansatzweise, sein Verein war und blieb Eintracht Frankfurt, zumindest in diesem Leben, von dem er annahm, dass es auf abschüssigem Terrain verlangsamte Fahrt aufgenommen hatte, um am Ende sanft aufgefangen und angehalten zu werden. Und dann? Er wusste es nicht, so wie er eben auch oft genug nicht wusste, wer sich da am vergleichsweise frühen Morgen Gedanken machte, wo er war, Düsseldorf also eher nicht, auch nicht Wanne-Eickel, Freckenhorst oder Bad Tennstedt. Er lag im Bett, im Kopf angenehm herabgestimmt, man konnte meinen, dass man sich dort nächtens zu schaffen machte, es wurde schon, vorsichtshalber und irgendwie auch umsichtig, etwas weggeräumt, damit es am eigentlichen Tag des Auszugs, der bevorstand, schnell ging. Wer wird mein

Nachmieter? dachte Wunderlich. Muß man ihn kennen, nein, muß man nicht, im Moment weiß man ja nicht mal, wer der Vormieter des Nachmieters ist. Dann fielen aber erste Erinnerungen für ihn ab, aus den Bilderbruchstücken, die ihm zukamen, baute er sich seine Identität zusammen, der schon früher nicht zu trauen gewesen war, nun aber, in den zähen Zeiten des hiesigen Erwachens, noch wackliger erschien.

Wunderlich stand auf, tappte ins Bad. Für die Körperpflege nahm er sich Zeit; auch in den Zeiten, als er seinen jetzigen Zustand vorausgeahnt und, mit Verfremdungen durchzogen, schon mal munter beschrieben hatte, wollte er vor allem eines nicht: sich gehen lassen. Daß man ihn aus dem Verkehr zog, war keine deprimierende Vorstellung, wohl aber, dass er auf dem Weg dorthin im versifften Jogginganzug, mit abstehendem Resthaar und vor sich hin murmelnd für Erheiterung sorgte. Nun gut, er sprach ja auch schon mit sich selbst, aber das war doch noch, sagte er sich, eine gepflegte Konversation, die von zwei Partnern, wie hieß es in einer der abgegriffensten Floskeln der jüngsten Zeit: auf Augenhöhe betrieben wurde.

Zwischen den beiden Partnern war aber eigentlich genug der Worte gewechselt worden, er war müde, und auch die Stimme, die so lange schon Gesprächstherapie in ihm betrieb, hatte schon bessere Tage gesehen und probte nun das Verstummen. Wenn es aber ganz ruhig wurde, still, totenstill gar, vor der Zeit, war das auch nicht gut, noch gab es dieses und jenes zu regeln, ein Abgang, insbesondere ein würdiger Abgang, bedarf einer würdigen Vorbereitung. „Sonst geht's schief, Kamerad“, sagte Wunderlich, salutierte vor dem Spiegel. „Und das wollen wir doch nicht, oder.“ „Wollen wir nicht“, antwortete die Stimme in ihm, es gab sie noch, man musste sie nur aus ihrer sich anbahnenden Maulfaulheit holen.

Er ging ins Wohnzimmer, schaute hinunter auf den Marktplatz. Ein Tag wie so viele andere auch, grau, farblos, schlaff, nicht Fisch und nicht Fleisch, nicht Frühling und nicht Sommer. Noch nicht mal Winter, denn der war offiziell schon vorbei. „Wir befinden uns in einer jahreszeitlosen Zone“, rief Wunderlich auf den Marktplatz, und tatsächlich schaute einer der wenigen müden Bürger, die an diesem Morgen schon unterwegs waren, zu ihm auf. „Recht so“, sagte Wunderlich, „schaut nur alle zu mir auf, so gehört sich das.“

Er machte sich sein Frühstück in der Küche, las die Zeitung. Die weltpolitische Lage hatte sich seit gestern nicht entscheidend verändert, und auch das Regionalgeschehen verlief, wenn er die eher spärlichen Mitteilungen richtig deutete, erfreulich unaufgeregt und emotionslos. Alles wie eh und je, wann war zuletzt etwas Einschneidendes in seinem Leben passiert? Vielleicht lag es auch daran, dass er so herabgestimmt war, es fehlten Antrieb und Reibungsflächen, von persönlichen Zielen ganz zu schweigen. Etwas in der Art hatte ein Psychologe von sich gegeben, in dessen Praxis er eher zufällig geraten war. Klar doch, so reden Psychologen, so

sehen sie die Welt, für sie muß es brummen, vor allem in der Psyche, die ihrer Meinung nach nicht zur Ruhe kommen darf. „Dann droht Stillstand“, hatte der Psychologe gesagt. „Wollen Sie den etwa?“ „Natürlich“, antwortete Wunderlich. „Und wenn Sie mich jetzt noch nach Art der Fleischereifachverkäuferin fragen: Darf's auch ein bisschen mehr sein?, sage ich Ihnen: Gern, man kann gar nicht genug Stillstand haben.“ Der Psychologe schaute ihn an, Wunderlich kannte diesen Blick zur Genüge. Es ist der Blick des Arztes, der seine Diagnosekompetenz von einem halbgebildeten Querulanten in Frage gestellt sieht. Dieser Psychologe hatte jedoch nicht ganz so schnell aufgegeben: „Wie steht's mit der Liebe?“ fragte er. „Gut“, sagte Wunderlich. „Und bei Ihnen?“

Zugegeben, von der Psychologie hatte er nie viel gehalten, sie war für ihn Menschenverständniskunde unter Niveau, wobei er als angejahrter Philosophiestudent, der seinerzeit einer der schlechtesten Dissertationen von ganz Baden-Württemberg abgeliefert hatte, jederzeit zugegeben hätte, dass er von Psychologie, im besonderen deren meinungsgängigen Varianten, nichts verstand. Von Philosophie auch nicht, fügte er gerne hinzu, damals, als ihm sein Leben noch offenstand, und es auch in der Liebe vielleicht noch die eine oder andere Möglichkeit gegeben hätte. Vielleicht auch nicht. Nein, eher wohl nicht. Es war alles schon so lange her. Es gibt keinen Weg zurück, sagte er sich, war matt, müde, erschöpft vom gepflegten Nichtstun, dazu aber, klar doch, heiterer Stimmung, er schaute hinaus in seltsame Vormittagslichtverhältnisse, Nässe hing in der Luft, aber es regnete nicht, stattdessen in einer der Hangschrägen wieder Hochnebel, nein, nur leichter Nebel, hoch hing der nicht, bewegte sich auch nicht vom Fleck. Vielleicht wenn sich jemand seiner annähme, hatte er schon mal gedacht, ein starker Mensch, der ihm sein elegisches Phlegma nicht mehr durchgehen ließ, ihn dazu brachte, noch mal alle seine Kräfte zusammenzunehmen und das eine großartige Buch zu schreiben, das er immer schreiben wollte. Aber wollten das nicht alle, seine sogenannten Kollegen, die er ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr leiden konnte, weil er sie für deutlich besser oder schlechter, auf jeden Fall aber für unangenehm wichtigtuerisch hielt, aufgeblasene Befindlichkeitsverkünder, schlimmer als Psychologen, weil sie glaubten, mit Hilfe der Sprache, die sie oft nur aufs kümmerlichste zu bedienen vermochten, alle Rätselschichten des Daseins, die zwischen Gott und der Welt aufgeschichtet waren und aus einem einzigen unvordenklichen Grund stammen, locker abtragen zu können. Lachhaft. Und noch lachhafter war es, wenn sich Schriftsteller, bevorzugt die steil von sich Überzeugten, also die eher Mittelmäßigen, in politische Diskussionen einmischten, wo sie bestenfalls die Moralkeule schwangen, für das metaphysische Realitätsprinzip aber, dem auch das metaphysische Trinken zuarbeitete, keinerlei Gespür zeigten. Wunderlich hatte so

oder ähnlich mal in einer öffentlichen Diskussion geredet, wobei er, zugegeben, ein wenig ins Faseln geriet, das in Wut umschlug, als aus dem Publikum Zurufe kamen, die ihn aufforderten, das Maul zu halten oder nach Hause zu gehen, am besten in dieser Reihenfolge. Nein, die präzise, womöglich sogar scharfsinnige Analyse war seine Sache nicht gewesen, aber natürlich hatte er Recht, so viel Minderheitsvotum musste sein. Beleidigt war er damals gewesen, hatte sich nicht mal von den anderen Diskussionsteilnehmer verabschiedet und war in sein Hotelzimmer gestapft, wo er die Minibar leerräumte, die Rechnung übernahm der Veranstalter, musste er übernehmen, denn Wunderlich zeigte sich zugeknöpft und zahlungsunwillig. Vielleicht hatte sein Niedergang damals schon in diesem verschlagartigen Hotelzimmer eingesetzt, ein lähmendes, von Unbekannt betriebenes Abzapfen seiner Kräfte, mit denen es aber auch wohl vorher schon nicht mehr weit her war. Ach was. Welcher Niedergang, gab es hier irgendwo einen Niedergang? Für einen Moment war er gerührt über sich selbst, so ein lieber Kerl, und so tapfer und eigensinnig. Gerührt aber auch über diese Stadt und ihre sympathisch gleichgültigen Bürger. Sie waren alle so freundlich mit ihm umgegangen, fingen ihn auf, auch wenn er gar nicht fiel. Noch nicht fiel. Diese Menschen hatten es verdient, dass er sich ordentlich von ihnen verabschiedete. Standesgemäß. Er würde sich, hatte er beschlossen, noch einmal mit einer Lesung an sein hiesiges, insgesamt sehr überschaubares Publikum wenden. In den Statuten der Hesse-Stiftung war das nicht vorgesehen, da gab es nur die offizielle Vorstellung des jeweiligen neuen Stipendiaten, der die ihm gewidmete kleine Feierstunde mit einer Kostprobe aus seinen Werken beschloß. Wunderlich aber wollte, warum auch immer, eine Zugabe, die keiner von ihm verlangte. Es war eine Geste an seine Förderer, ihm stand der Sinn danach, wobei er das Ganze auch als letzte oder vorletzte Mutprobe ansah, raus aus dem Wohnungsdämmer, der Gesäßmentalität, der Melancholie, noch einmal ins Rampenlicht und sich harten, zumindest aber irritierten Blicken aussetzen. Mach es! hatte ihm auch Hesse bedeutet, mit dem er in dieser Angelegenheit nachts auf der Brücke Kontakt aufnahm. Er erläuterte ihm seine Beweggründe, die rational nicht recht einsehbar waren, emotional aber keinen Widerspruch duldeten. Es geht mir um eine etwas verstörende Dankbarkeit, die niemand von mir fordert geschweige denn erwartet, hatte Wunderlich erklärt, in wiederum kalter Nacht, ohne Sterne am Himmel, der Frühling noch immer anderweitig beschäftigt, alles hing fest in bequemer Unterkühltheit. Da muß man was tun, hatte Wunderlich gesagt, ich muß was tun, wer weiß, wie lange ich mich noch dem hiesigen Volk zeigen kann, wer weiß, wie lange es mich überhaupt noch gibt. Gerade das letzte Argument schien Hesse zu überzeugen, er fragte sich das ja selbst tagein, tagaus, festgeschmiedet auf seiner Brücke, von der er nicht los kam, auf

Dauer schon arg langweilig, aber man gewöhnt sich an alles, auch ein Hesse gewöhnt sich an alles, und immerhin kamen doch die Leute aus aller Welt zu ihm, kannten ihn, strichen ihm über den kalten Korpus, und unten rauschten die Wasser der Nagold, unterspülten seinen Ruhm, der zum Nachruhm geworden war, nichts ist für die Ewigkeit, nur die Ewigkeit selbst. Also nickte er denn auch, der Kollege Hesse, nickte sogar heftig, was aber außer Wunderlich, der dafür den besonderen Blick brauchte, keiner bemerkte, zumal er allein auf weiter Flur war, ganz Calw wieder mal lag im Bett und schlief den Schlaf der gerechten Stadt. Dafür bekam sie noch eine Lesung von ihm, er hatte es beschlossen in dieser sternenlosen Nacht und gab den Entschluß am nächsten Morgen weiter an die Stiftung, deren Vorsitzender sich überrascht, nicht unbedingt aber hochofrend zeigte, wie es Wunderlich insgeheim wohl erhofft hatte.

Was ihm jetzt noch blieb, war bange Erwartung und die Suche nach einem Text, den er seinem Publikum, von dem zu erwarten stand, dass es wohl nur spärlich vertreten sein würde, präsentieren konnte. Etwas Gefälliges, Heiteres, eine Gutenacht-Geschichte, die den Zuhörern klar machte, dass es Dinge gibt, die man nicht großartig beenden muß, sondern besser in aller Stille ausklingen lässt. Wie gut, dass er noch immer über ein reichhaltiges Archiv verfügte; dort lagerten gut abgehangene Texte aller Art, manche waren nahezu unversehrt und noch nicht gewürdigt, andere hatten schon Mehrfachverwendungen hinter sich, was ihrer Qualität aber keinen Abbruch tat. Was gut ist, kommt wieder, hieß ein ebenfalls nicht mehr ganz taufrischer Werbespruch, der auf literarischem Terrain, wo es viele, zu viele Rechthaber und Alleinstellungsbeauftragte gibt, aber als heikel angesehen wird. Er selbst hatte diesbezüglich schon einige Kritik einstecken müssen, besonders von einer bierernsten Alten, erinnerte er sich, die auch eine Art Verfolgungs- und Sanktionsreferat in der Politik leitete, wie hieß die Alte doch gleich, irgend etwas mit Stahl und Eisen, eine Frau Dr. Stahlhelm oder Eisenhut, ob diese Drohne wohl noch lebte, und wenn ja, warum.

Als Wunderlich, nach zwischenzeitlichem Stöbern in seinen Dateien, am geöffneten Fenster stand und zur Abwechslung mal wieder auf den Marktplatz hinunterschaute, auf dem es gemächlich zuging wie eh und je, passierte es: Er streckte den Kopf etwas zu weit heraus, was eine der unzähligen Tauben, die auf dem Dachfirst über ihm ihre Start- und Landebahnen hatten, kurzfristig so irritierte, dass sie in Panik geriet und noch im Schrägflug einen Schieß absetzte, der unglücklicherweise nicht direkt auf dem Calwer Marktplatz niederging, um dort einen nichtsahnenden Mitbürger zu treffen, sondern mit einem leise platschenden Geräusch auf Wunderlichs matt glänzender Kopfplatte aufsetzte, der davon, in Gedanken vertieft, erst später etwas mitbekam, als er sich nämlich auf ebendiesem Kopf kratzen wollte. Seiner

heiteren Stimmung tat der Vorfall keinen Abbruch, er war hier ja längst zu einem in sich gefestigten Menschen geworden.

16

„Sehr geehrte Frau Dr. Stahlknecht!

Zunächst einmal darf ich – in Beantwortung der Email, die Sie Ihre Referentin haben an mich schicken lassen – darauf verweisen, dass der Titel ‚Calwer Frühling‘, den Herr Dr. Wunderlich über ein neues Werk gesetzt hat, an dem er hier bei uns schreibt (leider noch ohne quantitative Ergiebigkeit, wie mir mitgeteilt wurde) – keineswegs geschützt ist, wie Sie unterstellt haben. Zwar gibt es eine gleichnamige Veranstaltung, die, meist Ende April, als konzertierte Gemeinschaftsaktion vom hiesigen Einzelhandel durchgeführt wird, ohne deshalb ein Alleinstellungsmerkmal beanspruchen zu können, da es sich ja nur um eine jahreszeitliche Bezugnahme handelt. Der Calwer Frühling, lassen Sie mich das so sagen, ist für alle da, für Gewerbetreibende ebenso wie für Schriftsteller und Ruheständler. Apropos Ruheständler: Etwas befremdlich, mit Verlaub, finde ich, dass Sie vom Ruhestand aus noch die Dienste einer Referentin in Anspruch nehmen; ja, ist das denn landesgesetzlich überhaupt zulässig ...?

Da Sie aber anscheinend immer noch in Ihren wunderlichen Privatfeldzug gegen Herrn Dr. Wunderlich verstrickt sind (?), den ich, obwohl von Haus aus eher ein Literaturbanause, inzwischen schätzen gelernt habe, darf ich Sie noch mit einer Entdeckung erfreuen, die ich in einem leider vergriffenen Buch Ihres Lieblingsautors machen konnte. Es heißt ‚Das stille Beben‘ und erzählt von den Seelennöten unseres schwäbischen Weltphilosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Auf S. 120 f. können Sie dort folgendes lesen:

‚Der Morgen kam. Das Dunkel löste sich auf, wurde durchsetzt mit fleckigem Grau. Von draußen kam es herein, aus den Schluchten der Stadt, vom Himmel hoch fiel es in die Berliner Wohnung, die er eigentlich doch abgeschottet hatte, für immer. Es war soweit. Lange, lange genug hatte ihm sein Leben, in dem das Denken für ihn arbeitete wie ein treuer, wengleich zuletzt immer verschrobener werdender Diener, Spaß gemacht. Nun wurde es ihm zur Last. Gott und die Welt hatte er sich, nach Maßgabe seiner Möglichkeiten, noch einmal neu ausgedacht, so daß er sie, in den ihm geneigten Stunden, für sein eigenes Werk halten konnte. Wie viele Nächte hatte er damit verbracht, einfach nur dazusitzen und dem trägen Gespräch zu lauschen, das in ihm war; jede Nacht, mit Abklang in die Tage hinein, ereignete sich die Wahrheit aufs neue. Und nun, da es fadenscheinig und hell wurde, an diesem merkwürdigen Morgen, bedauerte er zum ersten Mal, daß es nicht auf immer Nacht blieb. Er wollte aufstehen aus seinem Sessel, konnte es nicht, die Augen hielt er geschlossen.

Da sah er, so als sollte ihm mit Hilfe des Schrägen noch einmal Mut gemacht werden für die letzte oder vorletzte Etappe, seine Beerdigung vor sich, ein großes, erheiterndes Ereignis; alle waren gekommen, manche weinten, manche nicht, er würde sich merken, wer da noch Tränen für ihn hatte und wer nicht, und nachdem unzählige Reden gehalten wurden, unter einem rußigen Winterhimmel, in dem sich noch immer schwarze Reste der Nacht zeigten, die nicht weichen wollte, ging jeder seines Weges.

Da war es denn endgültig genug. Langsam erhob sich der Philosoph aus seinem Sessel. Gebeugt ging er ans Fenster, ging wieder zurück. Wer ihn kannte, hätte feststellen müssen, daß er gealtert war in dieser Nacht. Er sah aus wie ein etwas verwirrter älterer Herr, der erfahren hat, daß die Zeit der Selbstversorgung vorbei ist und er unter Pflege gestellt wird.'

Und, was sagen Sie jetzt??? Eine schöne Textstelle, die von den Mühen der Lebensbeendigung kündigt, die über uns alle verhängt wird, früher oder später. Eine Textpassage zudem, die ihrem gesundheitspolitischen Rigorismus entsprechen dürfte: No Sex, Drugs & Rock'n Roll. Und kein Alkohol! Darauf trinke ich, und zwar ein randvoll eingeschenktes Glas Bollschweiler Ölegarten Grauburgunder trocken, Frau Dr. Stahlknecht. (Obwohl noch kein Feierabend ist ...)

Mit freundlichem Gruß: Dr. Frido Lötzbeier“

17

„Ich wusste gar nicht, dass es immer noch diese komischen Hesse-Stipendiaten gibt, die sich nach Calw einladen lassen“, sagte Frau Bleck und blinzelte in die schrägstehende Sonne, die es heute fast schon etwas zu gut mit ihren Untergebenen meinte.

„Wieso komisch? Meines Wissens sind das bis jetzt immer nur ausgewiesene Schriftsteller gewesen“, sagte Susanne, die nicht blinzelte, weil sie eine Sonnenbrille auf hatte.

„Und warum hat man sie dann ausgewiesen?“ Frau Bleck hatte einen Schluckauf.

„Entschuldigung, ich musste im Heim vorhin ein Pikkolöchen trinken. Übles Gesöff, aber absolut stimmungsfördernd.“ Es war warm im Kurpark von Bad Liebenach, alle Bänke besetzt. Trotzdem schienen die Leute dem Wärmefrieden noch zu misstrauen, die meisten waren zu dick angezogen; kein Wunder, hatte der Winter doch schon gefühlte fünfzig Jahre

angehalten. Auf dem Teich schwammen zwei Schwäne. „Neuerwerbungen“, sagte Frau Bleck. „Kein Mensch braucht die hier.“

„Mögen Sie keine Schwäne?“

„So wenig wie Sie Tauben mögen. Schauen Sie sich die Riesenviecher doch an, sie sind falsch und aggressiv und haben den heimtückischen Blick.“

„Na, ich weiß nicht, das scheint mir doch leicht übertrieben zu sein.“

„Wer ist denn der zur Zeit amtierende Hesse-Stipendiat?“ fragte Frau Bleck.

„Ein Autor namens Wunderlich ...“

„Nein.“

„Wieso nein? Kennen Sie den etwa?“

„Kennen wäre zuviel gesagt. Wir hatten mal miteinander zu tun. Oder anders ausgedrückt: Ich hatte mit ihm zu tun, ob er aber davon etwas mitbekommen hat, weiß ich nicht ...“

Sie schwieg. „Soso, der alte Wunderlich“, sagte sie dann. „Den gibt’s also noch. Wer hätte das gedacht.“

„Er hält übermorgen seine Abschiedslesung in Calw. Wurde kurzfristig anberaumt. Wollen wir hin?“

„Bloß nicht. Ich mag keine Lesungen. Sie sind so überflüssig wie Schwäne und Tauben und machen einen traurig. Das ganze Leben macht einen traurig. Und am allertraurigsten im traurigen Leben machen einen die Dichter, wer legt ihnen endlich mal das Handwerk.“

Frau Bleck hatte Tränen in den Augen. „Das kommt von der Sonne“, sagte sie. „Und vom traurigen Leben, das einfach nur so schön zum Heulen ist.“

„Kann es sein, dass Sie nicht nur ein Pikkolöchen getrunken haben?“ fragte Susanne.

„Themenwechsel. Was macht der Ihnen nachstellende Lyriker? Ist er endlich enttarnt?“

„Ich glaube, ich weiß, wer er ist. Er weiß aber nicht, dass ich es weiß.“

„Klingt gut. Daraus lässt sich was machen ...“

18

Er fühlte sich gut, er war zeitlos verjüngt, über Nacht waren ihm sogar drei, vier neue Härchen aus der Kopfplatte gesprießt, vielleicht lag das am Taubendung, der kürzlich auf ihm niedergegangen war. Als er das Haus verließ, in eine neue Hose und ein flottes Sakko gehüllt, die er sich eigens für den Abend erstanden hatte, kam er noch einmal sehr dicht an einem anderen Spiegel vorbei, blieb kurz stehen, die Härchen waren schon wieder verschwunden.

Egal, er ging seinem Abschied mit festem Schritt entgegen, was sich aber, wenig später, leider als Täuschung erwies. Da hatte er bereits weiche Knie, sein Gang der eines Alteingesessenen, dem die Kasse den Rollator gestrichen hatte. Der Weg zu seiner Abschiedslesung war nicht weit, kam ihn nun aber zäh und steinig vor. Als er im Saal des Hesse-Museums ankam, der eher schwach ausgeleuchtet schien, konnte er immerhin feststellen, dass ein paar Zuhörer gekommen waren, ja eigentlich war der Saal sogar voll, man musste dafür nur den passenden, von oben ansetzenden Blick haben. Den hatte er, auch als er, mit inzwischen noch weicheren Knien, das Podium bestieg. Er setzte sich an den für ihn bereit gestellten Lesetisch, jetzt konnte er immerhin nicht mehr umfallen, ein Sparlämpchen sorgte für Licht, seine Augen trännten schon jetzt.

„Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Calwer Freunde!“

Das war gut gesagt, fand er, klang unverfänglich, auch wenn er auf Nachfrage nicht hätte sagen können, wer denn nun seine Calwer Freunde waren. Das sollte jeder für sich herausfinden. „Ich bin gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden, und ich tue dies standesgemäß, indem ich einige zuvor aufgeschriebene Worte an Sie verliere. Abschied also. Stellen Sie sich bitte vor, nicht ich wollte Lebewohl sagen, sondern der uns allen wohlbekannte Dichter Rainer Maria Rilke, ein Großer seines Fachs, so groß wie Hesse, vielleicht noch, verzeihen Sie mir, ein wenig größer, aber wer will und kann das schon bemessen.“

Rainer Maria Rilke lebte als Dichter am liebsten ‚so leicht wie ohne Namen‘, jenseits der üblichen Pflichten und Exempel, was wir sympathisch finden, weshalb wir auch über seinen zweiten Vornamen nichts Nachteiliges sagen sollten, obwohl wir uns dran erinnern, dass Rilke selber damit seine Probleme hatte, weswegen er, beispielsweise, um sämtliche Marienverehrungsveranstaltungen einen Bogen machte, weil er dabei nicht selten in ein inneres Beben, eine anhaltende Rührung über sich selbst geriet; dann stiegen ihm Tränen in die Augen, so wie mir jetzt, und er hörte melodischen Singsang und Lobpreisungen auch dort, wo nur normale Erfahrungs- und Befindlichkeitssätze, Dienst- und Tagesbefehle, Wetter- und Wasserstandsmeldungen sowie die üblichen Unfreundlichkeiten ausgetauscht wurden, von denen unser ruppig gewordenes Dasein nur so wimmelt. Damit, mit seinem Hang zur vorschnellen Ergriffenheit, musste er leben, Rainer Maria Rilke, der nicht nur ein höflicher, sondern auch ein wortmächtiger Dichter war, der die Mittel der Poesie so gekonnt zu handhaben wusste wie der geübte Zahnarzt den Bohrer. Einer wie Rilke geht uns heute ab, da die Poesie in einer Literatur aufgegangen ist, die sich an den Neuen Märkten plaziert sieht, was gerade wir aber nicht zu beklagen haben, denn die Zeiten sind nun mal so, wie sie sind.

Stellen wir uns weiter vor, dass Rilke, der viele, sehr viele Briefe schrieb, an dem Kunden Rilke hat die Post, damals, ordentlich verdient, nicht, wie so oft, in einem Pariser Café, sondern hier in Calw, in einem Calwer Café sitzt, wie es heißt oder heißen könnte, dürfen Sie sich selbst aussuchen. Wir haben jetzt die seltene Gelegenheit, uns den Dichter Rilke etwas genauer anzuschauen, und sehen einen eher kleinen, fast verhuscht wirkenden Mann vor uns, dem dennoch beträchtliche Wirkung auf alle empfindsamen und feinfühligem Frauen nachgesagt wurde, von denen es, damals schon, so viele gab, dass es allen empfindsamen und feinfühligem Männern zuviel wurde, und er schreibt, der Calwer Rilke, ein Glas preiswerten Cognac vor sich, schreibt, wobei er gelegentlich müde aufschaut und drei rötlich braune Zweige beäugt, die auf dem Tisch liegen; hatte der Wirt, fragen wir uns, diese vertrockneten Zweige etwa schon bei der Gründung seines Etablissements vor Jahren auf dem Tisch abgestellt und gleich danach wieder vergessen, fragen wir uns, aber dann stellt sich heraus, dass sie ein Geschenk, ein Souvenir von Rilkes Frau Clara sind, die bei Worpswede in der Heide wohnte und sich so lange als einsame Bildhauerin betätigte, bis es für sie nichts mehr zu bilden und zu hauen gab. Rilke, ein erschöpfter Poet wie der nicht ganz so begabte Autor, der heute Abend zu Ihnen spricht, bedankt sich, was indes kein gewöhnlicher Dank ist, sondern Briefpoesie in Reinform, die alles verwenden, verwerten, verdichten kann, womit schon gesagt ist, dass der wahre Dichter immer auch ein Recycling-Künstler sein muss, der allenfalls etwas vergessen, aber nichts wegwerfen darf, weswegen die braunen, grünen und blauen Tonnen seiner Dichterseele stets fein säuberlich leer bleiben müssen. ‚Niemals‘, lesen wir in Rilkes Calwer Brief, wir dürfen ihm ja, freundlicherweise, ein wenig über die schmale Dichterschulter schauen, ‚niemals hat mich Heide so gerührt und beinahe ergriffen, und seither liegen sie in meinem Buch der Bilder und durchdringen es mit ihrem starken ernsten Geruch, der eigentlich nur der Duft herbstlicher Erde ist ... Aber vermutlich macht mich auch der überstandene Stadtsommer so empfänglich für die Pracht der Heidestücke, die aus dem Aufwand des nördlichen Jahres stammen. Man hat wohl nicht umsonst so einen Zimmersommer durchgemacht, wo man untergebracht ist wie in der kleinsten von jenen Schachteln, von denen immer eine in die andere passt, - zwanzigmal. Lieber Gott: Was hab ich ... gewirtschaftet; Meere, Parke, Wald und Waldwiesen; meine Sehnsucht nach alledem ist manchmal unbeschreiblich. Jetzt, da sich hier noch der Winter zieht. Aber schon fangen die Dunstmorgen und Abende an, wo die Sonne nur noch wie die Stelle ist, wo früher die Sonne war, und wo in den Parterres alle die Sommerblumen, die Dahlien und großen Gladiolen und die langen Reihen der Geranien darauf warten, den Widerspruch ihres Rots in den Nebel schreiben. Mich macht das traurig. Es bringt trostlose

Erinnerungen herauf, man weiß nicht, warum; als ginge des Lebens Musik mit einer Dissonanz aus, mit einem Aufstand aller Noten; vielleicht nur, weil man das alles schon einmal so tief in sich hineingesehen und gedeutet und mit sich verbunden hat.'

So schrieb Rilke, damals in Calw, und eigentlich war es wie heute in Calw, meine Damen und Herren, aber nicht ganz so, denn traurig wollen wir nicht sein, und des Lebens Musik ist noch lange nicht vorbei. Außerdem kommt der Frühling, er kommt ganz bestimmt, glauben Sie mir, nehmen Sie mich beim Wort, er kommt, und dann gibt es keine trostlosen Erinnerungen mehr, für mich nicht und für Sie schon gar, denn dann – sind Sie mich längst wieder los. Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, Sie haben einen wie mich, einen Wunderlich, geradezu vorbildlich in Ruhe gelassen ...“

Hörte er danach noch den Beifall, Zurufe, besorgte Stimmen, er wusste es nicht. Aber jeden Fall fand er noch zurück in seine Wohnung, das schon.

19

Sein Elan, nahezu vorbildlich in letzter Zeit, ließ nach. An diesem Tag, an dem er kurz zuvor noch den Autor Gerald Wunderlich getroffen hatte, beschloß er, sich zu einer letzten Kraftanstrengung aufzuraffen, erst danach konnte er kapitulieren. Er war im Städtchen eine Zeitlang hinter Wunderlich hergegangen, was keinem auffiel, ihm nicht und Wunderlich schon gar nicht, der womöglich noch über seine Abschiedslesung nachdachte, die insgesamt gemischte Gefühle ausgelöst hatte, das Publikum war erleichtert gewesen, als die Sache vorbei war, keine Fragen mehr gestellt wurden und, nach knapper Danksagung an den Vortragenden, nur noch eine gute Nacht zu wünschen war. Jetzt, vor ihm, schien der Autor Wunderlich noch schlechter zu Fuß als am Abend, er schlurfte mehr, als er ging, und hatte Mühe, die Richtung zu halten. Auf der Nikolausbrücke lief er direkt auf Hesse zu, das war spannend, er würde ihn doch wohl nicht anrempeln? Doch, das tat er, Wunderlich blieb stehen, und es war zu sehen, dass er etwas zum Kollegen Hesse sagte, vermutlich wollte er sich entschuldigen. Hesse nahm alles gewohnt gelassen, schwieg, schon lange überging er die Aufgeregtheiten dieser Welt, die ab und zu auch bis ins Nagoldtal schwappten. Danach war Wunderlich verschwunden, und es fing an zu regnen. Erst fein, zerstäuberhaft, dann in langen zähen Fäden. Der Himmel wieder grau und eisern, die Farben verschwunden. Er ging in ein Café, setzte sich in die hinterste Ecke, bestellte einen Tee mit Rum, danach einen Rum ohne Tee. Die spontane Bestandsaufnahme in eigener Sache, zu der er sich veranlasst sah,

sagte ihm, dass er sich Mühe gegeben hatte, mehr aber auch nicht. Sein Fleiß, seine Findigkeit waren nicht gewürdigt, womöglich noch nicht mal zur Kenntnis genommen worden. Er hätte aufgeben können, aber das kam noch nicht in Frage. Vielleicht, dachte er, habe ich zu sehr auf Fremdversorgung gesetzt und zu wenig der eigenen Originalität vertraut. Da musste er lachen, bestellte sich ein weiteres stärkendes Getränk. Welche Originalität, war zu fragen, einer wie er war nicht originell. Aber stand das denn fest, er hatte es ja nicht mal versucht. Noch ein Rum, dann ein Whisky. „Die Flasche muss weg“, sagte die Bedienung in erfreulicher Offenheit. „Sonderpreis.“ Draußen regnete es noch immer, dazu war wieder Fallwind vom Berg gekommen, der die Nässe ans Fenster trieb. Gemütlich. Er ließ sich ein Blatt Papier und einen Stift bringen. „Sind Sie nicht dieser Hesse-Stipendiat?“ fragte die Bedienung, die sich den Rest der Flasche inzwischen selbst einverleibt hatte und das Leergut gleich hinterm Tresen entsorgte, wo eine kleine Tonne stand. „Wir schließen um sechs“, sagte sie noch, legte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Er sah sich in der leicht verspiegelten Wand neben seinem Tisch, einen Mann mittleren Alters, der auf eine Eingebung wartete. Kein Abschreiben mehr, keine Zitat-Montagen. Der Dichter, auf den es jetzt ankam, war kein Verblichener, sondern saß hier am Tisch, und während er sich, angenehm befeuert von den Getränken, noch angenehm lächerlich fand, kam Bewegung in seine rechte Hand. Auch in seinem Kopf arbeitete es, es war nur nicht so auffällig. Außerdem tat sich etwas in der Spiegelwand: Der Mann mittleren Alters wurde auf einmal älter, nicht langsam, sondern mit einem Affenzahn. Er saß einem Greis gegenüber, der ihn freundlich und auch ein wenig schräg anlächelte.

Seine Hand schrieb dann das folgende Gedicht auf:

„Der Mann, den man noch jung kannte
Hatte einen alten Kopf bekommen, über
Nacht, Furchen und Falten und Risse, er
Selbst merkte davon nichts, sein Spiegel
Bild ließ er unbeachtet, merkwürdiger
Weise, er lächelte viel, hatte etwas
Versöhnliches an sich, der alte Friedens
Richter, man hatte ihn jetzt gern um sich
Aber so etwas geht auf Dauer nicht gut
Zeigte sich zusehends verwirrter, sanfter
Schmerz des Vergessens, schließlich

Ließ er sich überfahren, erst von den
Menschen, dann von einem Zug.“

Die Bedienung schnarchte hinterm Tresen, es regnete nicht mehr, er hätte jetzt gehen können, ohne zu zahlen. Machte er aber nicht. Stattdessen versah er sein Gedicht noch mit einem Zusatz: „Ich hab mir Mühe gegeben, Susanne, und wie. Dieses Gedicht ist das einzige, das von mir direkt abstammt, die anderen hab ich alle adoptiert. Nun fällt mir nichts mehr ein, außer Dir direkt zu sagen, dass ich Dich liebe, und wie. Wenn Du es liebenswürdigerweise in Erwägung ziehen könntest, Dich ein wenig näher mit mir zu beschäftigen, und zwar noch bevor ich zu dem alten Mann werde, der sich im Gedicht schließlich überfahren lassen muß, wäre ich glücklich ... Dein A.“

20

Es gibt diesen einen, sehr eingängigen Satz, der multiple Karriere gemacht hat: Altern ist nichts für Feiglinge. Er wird wahlweise Katherine Hepburn, Clint Eastwood (der aber genug damit zu tun hat, den alten Mann von seiner Tür fernzuhalten), Heiner Geissler oder auch einem noch rüstigen deutschen Schauspieler und Quizmaster a.D. zugeschrieben. Alle sind mit diesem Satz einverstanden, Widerspruch hatte Frau Bleck noch nicht gehört, auch in ihrer Seniorenresidenz nicht, wo der Widerspruchsgeist aber ohnehin nicht mehr sehr ausgeprägt war. Dabei konnte man im Prinzip auch das Gegenteil behaupten: Nur Feiglinge taten es sich an, alt und älter zu werden, weil keiner den Mut besaß, sich eigenhändig aus dem Leben zu befördern. Frau Bleck hatte über das Alter oft genug nachgedacht, besonders als sie noch jung war, kaum mehr aber in jüngster Vergangenheit, da man ihr mit dieser Diagnose kam, von der sie noch immer hoffte, dass es sich dabei um einen simplen Irrtum handelte. War aber wohl nicht so, die Klinik hüllte sich in Schweigen, sie auch. Es musste ausgehalten werden, was, zugegeben, zunehmend schwerer fiel. Tagsüber versuchte sie sich abzulenken, so gut es ging, wobei ihr Susanne behilflich war, die sie inzwischen wie eine eigene Tochter liebte. Nachts hatte sie öfters Schmerzen, die auch deswegen ärgerlich waren, weil sie sich nicht auf berechenbare Weise einstellten, sondern kamen und gingen, wie es ihnen gefiel. Mal fuhren sie schneidend scharf in ihren ohnehin nicht sehr festen Schlaf, mal waren sie nur schwach, ein nervöses Unbehagen, gegen das man angehen konnte, indem man auf die

Schnelle ein, zwei Gläschen Rotwein trank und anschließend so tat, als schliefe man problemlos weiter.

In dieser Nacht, die ein erstes Frühlingsgewitter gebracht hatte, obwohl der Frühling doch noch gar nicht da war, hatte Frau Bleck wieder schlecht geschlafen, wofür das kurze und knackige Gewitter nichts konnte, sie mochte ja maßvolle Donnerschläge und den danach einsetzenden Regen, nur Blitze hatten immer etwas Bedrohliches. Die Dunkelheit wurde aufgerissen, der Kurpark von Bad Liebenach, der ihr in dieser Nacht von ihrem kleinen Balkon aus wie ein wildwestliches, zu klein geratenes Tal erschien, das von grellen Lichtschneisen durchzogen wurde, war menschenleer, aber im Schein eines einzelnen, überdimensionierten Blitzes konnte man auf einmal jede Menge Schatten sehen, sie waren auf der Flucht, längst gestorbene Alte, die nun, da man sie wieder aufgerufen hatte, auch nicht schneller vorankamen als in ihren letzten Lebensabmühjahren. In der Seniorenresidenz schliefen alle den Schlaf der Feiglinge, manchmal meinte sie nachts das gesammelte Ächzen und Knurren der Heimbewohner zu hören, die hier verwahrt wurden, so lange es ging. Wie lange aber ging es noch, das wusste keiner; gut so. Auch sie wusste es nicht, der man gerne zuflüsterte: Sie sind ja noch so jung, was machen sie überhaupt hier. Ja, was machte sie überhaupt hier, sie nahm die Schmerzen hin, pflegte ihre Schlaflosigkeit, aber irgendwann würde der Bestatter Dr. Knorz wieder im schwarzen Volvo Kombi an der Residenz vorfahren und seinem Geschäft nachgehen. Möglich, dass es dann um sie ging, wobei man feststellen mußte, dass es schlimmere Bestatter als Dr. Knorz gab, der von Haus aus Philosoph war, das passte irgendwie. Kuno Knorz hatte sogar mal eine zweibändige Anthologie herausgegeben, die es für Angehörige und Verstorbene umsonst gab. In Band 1 wurden philosophische Erkenntnisse zum Tod dargeboten, Band 2 enthielt jede Menge Anekdoten zum Ableben berühmter Dichter und Denker; da rief Goethe Mehr Licht! oder der cholera-geschwächte Hegel ließ sich ein letztes Glas Wein bringen, das er aber, obwohl im bürgerlichen Leben zuvor respektabel trinkfest, nicht mehr so recht vertrug, so dass es ihm aus der Hand fiel, von seiner Frau Marie aber reaktionsschnell aufgefangen wurde, die es dann mit dem Ruf „Wohlsein, mein Hegel!“ in einem Zug leerte.

Das Gewitter hatte sich verzogen, in Richtung Calw wetterleuchtete es noch. Im Nachbargebäude, der komfortablen Station für Kopfkranke und Gestörte, wetterleuchtete es auch, dort war vor kurzem nervöser Nachwuchs eingewiesen worden, ein Theologieprofessor mit Kanzelerfahrung, der Unverständliches über seinen unverständlichen Gott von sich gab und seinem jetzt endgültig in eine Sackgasse geratenen Leben neue Erleuchtungen verpassen wollte, indem er ständig die Lichtschalter an- und ausmachte. Flackernder Schein

also im Nachbarhaus, der Theologe war gut unterwegs, wurde aber in dieser Nacht wie auch in den Nächten zuvor wieder eingefangen und vorsorglich ruhiggestellt.

Was für ein Leben, in dem man glücklich sein darf und alt werden muß, dachte Frau Bleck, die sich, wie gesagt, schon früh als Altersverächterin ausgewiesen hatte, wobei es ihr immer um das Altern als solches ging, nicht um einzelne Alte, die ihr leid taten und das Herz anrührten, wenn man sie sah in ihrem vergeblichen Kampf, im unwürdigen Alter einen Rest an Würde zu bewahren. Das Altern war ein Skandal, fand die junge, seinerzeit immer etwas vorlaute Frau Beck, wer hatte denn etwas davon, wenn ein Geflecht von Runzeln und Falten über einen gelegt wurde, wenn der Verfall einsetzte, den man im Tagesgeschäft nicht groß merkte, am eigenen Leibe jedoch, besonders wenn dort Besichtigungstermine angesagt waren, schonungslos vorgeführt bekam. Schluß machen, wenn es am schönsten ist, hatte sie gesagt, was immer als missverständlich verstanden wurde, besonders da es von einer jungen Frau ausgesprochen wurde, mit der das Leben es gut zu meinen schien. Klug, hübsch, charmant, was war ihr nicht alles angedichtet worden, und das meiste hatte sie auch geglaubt, es ist ja nicht verboten, ein klein wenig eitel zu sein. Aber was war von all dem übrig geblieben? Nichts war übrig geblieben, oder sollte man sagen: nicht viel; andere waren deutlich schlimmer dran als sie, wenn man mal von der ominösen Krankheit absah, die aber auch noch widerrufen würde, da war sie sich sicher, in diesem sehr konzentrierten Moment, als alles ruhig geworden war, eine verdichtete, aufnahmebereite Stille, in deren Mitte nur sie sich befand. Apropos verdichtet, dachte sie, goß sich noch ein Glas Rotwein ein, ihr nächtlicher Nachtsch, bevor sie wieder ins Bett stieg, verdichtet hatte sie sich ja auch mal als junge, ein klein wenig eitle Person. Da war sie nämlich mit einem Roman gescheitert, der, dankenswerterweise, bereits auf der ersten Seite zum Abbruchunternehmen erklärt werden mußte, obwohl oder gerade weil sie sich damals mit dem Alter anzulegen gedachte, was bereits der nicht gerade dezente Titel des Werks verriet: „Die Altenplage“. Seite 1 aber, mit der alles begann und gleich wieder endete, hatte sie, aus nostalgischen Gründen, aufbewahrt, auch als sie später daran ging, ihre sonstiges Schriftgut zu vernichten oder wenigstens so abzulegen, dass man es nicht mehr finden konnte.

Geschrieben hatte sie damals dieses: „Wer je von einer Gehhilfe angefahren wurde und überlebt hat, weiß, wie sich der Schmerz anfühlt, der vor dem Ende kommt. Ich hatte überlebt, aber nicht richtig, so daß ich mich, noch immer keiner Schuld bewußt, davonmachen mußte. Drohend aufgereckt die Krücken, alle Gebisse eingesammelt und in der Kiste versenkt, aus der man sie, bei Bedarf, als Wurfgeschosse wieder hervorholen konnte. Hinter mir, wie eine morsche Wand, das Gebrabbel, es ließ sich nicht beruhigen. Die Meinungsführerin, für ihr

Alter noch unangenehm scharf und wach im Geist, hätte mir, nachdem sie mir unter Zeugen mehrfach die Meinung gesagt hatte, am liebsten die Stützstrumpfschlinge um den Hals gelegt. Genau den aber mußte ich retten, man hängt am Leben, auch wenn es mit der Zeit merklich an Reiz verliert und manchmal sogar nach einem vorzeitigen oder gar unrühmlichen Ende verlangt. Noch ehe sie jedoch anhaltend tätlich werden konnten gegen mich, war ich auf der Flucht, die sich anfangs gut anließ, dann aber zur Sorge Anlaß bot: Vom komfortablen Vorsprung, den ich hatte, blieb nicht viel übrig. An einer deutschen Autobahnraststätte stehend, nun schon leicht gebeugt, dachte ich: Sie werden dich kriegen.“

Was Frau Bleck las, war nicht nur ein vermurkster und zu Recht abgebrochener Romananfang, sondern auch die Aufzeichnung einer absolut Fremden. Sie kannte diese Frau nicht. Von weit weg tauchte sie aber bei Bedarf wieder auf und war dann, unwesentlich älter geworden, mittendrin in der Altenplage, die sie ihrerzeit, jugendlich rechthaberisch, vorhergesehen hatte, ohne damals auch nur ansatzweise erahnen zu können, was es wirklich bedeutete, das Altern, das nichts für Feiglinge ist. Eine Fremde, von der sie aber nicht mehr loskam, zumal sie ihren Namen trug, zu dem auch ein Vorname gehörte: Cilla Bleck hieß sie, damals kein Problem für sie. Und heute?

„Auch kein Problem mehr“, sagte Cilla Bleck, sagte es zu sich selbst, war ja kein anderer da im Raum, oder doch, weiß man's, noch ein winziger Schluck Rotwein, man gönnt sich ja sonst nichts. „Was hat die alte Bleck bloß für ein Geschiss um ihren Vornamen gemacht. Lachhaft. *Cilla*. Ist doch ein schöner Name ...“

21

Am Morgen die Leere, am Mittag das Licht, das sich jetzt immer öfter hervorwagte. Dabei blieb es kühl, von Frühling keine Spur, obwohl alle über ihn redeten. Wo blieb er nur, was hatte er, war er krank, gab es etwa überhaupt keinen Frühling mehr, in der Zukunft, die schon die Gegenwart war. Eine langgestreckte, insgesamt zähe und freudlose Einheitsjahreszeit wurde prophezeit, die auf einen schlabbrig warmen Herbstsommer hinauslief, mit erdrückender Luftfeuchtigkeit und konstanten Temperaturen um die 23,99 ° Grad Celsius, was wie ein Sonderangebotspreis klang. Alles muß raus, auch die Jahreszeiten. Und die restlichen Dichter, darunter ein gewisser Dr. Gerald Wunderlich, der sich von seiner Calwer Gemeinde, die ihn jetzt nicht mehr zur Kenntnis nehmen mußte, verabschiedet hatte und seither, konnte man sagen, irgendwie in der Luft hing. Eine bedenkliche Unruhe war in ihm, er

fühlte sich erschöpft, hätte aber immer weniger sagen können, wer sich da eigentlich in ihm das Recht herausnahm, erschöpft zu sein. Einen matten Kalauer hatte er sich noch gegönnt: Der Kamerad fühlt sich wie Leergut, für das es keinen Pfand mehr gibt. Am späten Vormittag hatte er sich noch einmal ins Freie gewagt. Vernehmbar keuchend kletterte zum Stadtgarten hoch, machte dort eine erste Pause auf der ersten Bank, die ihm im Weg stand, saß, schaute ins Tal auf die Stadt, wurde ruhiger. Die Sonne hinter feinem Gewölk, das sich nicht verzog, das Licht hell, aber eben doch nicht ganz hell. Eigentlich hätte er auf dieser Bank schon ganz gut einschlafen können, einfach so, der Schlaf ist die größte Wohltat, die den Menschen gegeben wurde, wer hatte das gesagt und warum. Er rappelte sich aber auf, ging weiter, schaffte es bis zur oberen Höhe, ab da wurden die Wege beruhigender. Ein Wanderer kam ihm entgegen, mit federndem Schritt, er war auf Hochgeschwindigkeitskurs, hatte aber wohl noch eine Ehefrau, die schon lange nicht mehr mitkam. Wunderlich begegnete ihr eine halbe Stunde später; dass es die Gattin des Turbowanderers war, konnte man an ihrem gelösten Blick sehen – immer wenn sie ihren Alten aus den Augen verlor, lebte sie auf, flüchtiges, jederzeit widerrufbares Glück.

Am Wildschweingehege blieb er stehen, rief Putt, putt, putt!, aber es kam niemand, keine Sau, kein Federvieh, für das sein Lockruf, der nicht lockte, wohl eher passend war, wie ihm später einfiel. Da saß er schon im Wirtsgarten des Ausflugslokal „Wanderheim“, war der einzige Gast, der Himmel bereits dunkler, vereinzelt Tropfen fielen, fanden aber noch nicht zu einem Landregen zusammen, der kam dann später, als er zur Stadt abstieg. Zuvor hatte er noch, zum letzten Mal, die Burgruine Zavelstein erklommen, schaute ins Land, unerwartet klare Sicht unter einem sich eindüsternden Himmel, in der Ferne ein Gebirgszug, war es die Alb oder die Alpen, egal. Natürlich war er noch erschöpft, noch müde, das änderte sich auch nicht mehr, aber dafür hielt er sich wacker. Heiteren Sinnes war er noch, das blieb, ob im Leben oder im Tod. Für einen Moment sah er sich im Sarg liegen, er hatte ein sogenanntes Schnupperliegen vereinbart, aber der Bestatter, der, wie andere in seiner Branche auch, über sinkende Umsatzzahlen zu klagen hatte, die Leute wurden halt alle zu alt, man sprach schon, despektiertlich, von einer Altenplage, war davon ausgegangen, dass Wunderlich den Sarg, ohnehin eine Billiganfertigung aus Bulgarien, fest buchen wollte und schloß kurzerhand diesen allerletzten Aufbewahrungsbehälter auf Erden, Klappe zu, der Dichter tot, der sich tatsächlich auch nur noch zu schwachem Protest aufrufen konnte, mit schlaffer Hand klopfte er von innen gegen den Sargdeckel, sagte auch wohl auch noch Hilfe!, was keine Resonanz mehr fand, zumal es sich von außen anhörte wie Putt, putt, putt!, darauf muss man nicht reagieren.

Bevor er seine Wohnung erreichte, kam also der Landregen über ihn, der aber nichts Störendes hatte, sondern wie eine erfrischende Dusche war, zu Besinnungsgründen. Auf was aber sollte er sich jetzt noch besinnen? So fror er denn nur, fror vor sich hin, hatte dann aber immerhin eine Eingebung. Mit Literatur, seinem früheren Betätigungsfeld, hatte sie leider nichts zu tun, brachte ihm aber einen Witz aus seiner abgelegten Jugendzeit zurück, erstaunlich, denn in diesem seinem nun verdämmernden Leben hatte er sich nie auch nur einen einzigen Witz merken können. Jetzt aber. Jetzt aber erzählte er sich diesen Witz, sagte zu sich selbst: „Kommt ein Mann zum Arzt.“ Ein bewährter, wenngleich nicht sonderlich origineller Anfang. „Herr Doktor“, sagt der Mann, „ich hab’ ein Problem, das mir etwas peinlich ist.“ „Nur zu“, sagt der Arzt, „hier muß uns nichts mehr peinlich sein. Erzählen Sie.“ „Ich bin Bettnässer“, sagt der Mann. „Wie das“, sagt der Arzt, „in ihrem Alter. Bettnässen ist doch eher das Vergnügen der jüngeren Jahrgänge. Und dann wieder der ganz alten.“ „Es läuft immer nach dem gleichen Strickmuster ab: Jede Nacht erscheint mir ein kleines grünes Männchen, schaut mich streng an und sagt: ‚Du willst pinkeln, du mußt pinkeln, du pinkelst!‘. „Und dann?“ fragt der Arzt. „Dann pinkel’ ich, vornehmer gesagt: ich nässe mein Bett ein. Ich kann nichts dagegen machen, es ist wie ein Zwang.“ „Quatsch“, sagt der Arzt, „werden Sie hart, zeigen Sie Widerstandskraft!“ „Aber wie soll das gehen?“ „Ganz einfach: Wenn das grüne Männchen wieder mit seinem Spruch kommt, sagen Sie ihm: ‚Ich will nicht pinkeln, ich muß nicht pinkeln, ich pinkel’ nicht!‘ „Klingt gut, so mach ich’s.“ Am nächsten Tag kommt der Mann wieder. „Und?“ fragt der Arzt. „Erfolg gehabt?“ „Wie man’s nimmt“, sagt der Mann. „ich hab’ dem Männchen genau das gesagt, was Sie mir empfohlen haben.“ „Und sind damit sicher erfolgreich gewesen, nehm’ ich an.“ „Nicht ganz. Das Männchen fing fürchterlich an zu lachen und rief: ‚Von wegen, jetzt wird geschissen!‘“ Mehr fiel Wunderlich nicht ein, nur dieser eine, zugegeben recht dämliche Witz, den er sich noch einige Mal aufsagte, es war, als wollte er sich eine Sicherungskopie herbeireden, bevor es nur noch ans Vergessen ging.

Dann aber kam die Nacht, und es war keine gewöhnliche Nacht. Der zuvor finstere Himmel wurde hell, ein nächtliches Lichtspiel aus gegebenem Anlaß. Wer aber gab da, und was war der Anlaß. Wenig später wusste er es, es wurde Frühling. Er hatte bereits zwei Abmahnungen bekommen, der Frühling, nun drohte ihm die Kündigung, er bekam Existenzängste. Da war es mehr als klug, dass er nicht mehr wartete, bis es Tag wurde, sondern gleich in der Nacht loslegte. In dieser Nacht, die auch Wunderlichs Nacht war, der als einziger bestätigen konnte, dass der Frühling sich letztlich doch noch arbeits- und erscheinungswillig zeigte. Er stand am Fenster. Es war menschenleer in der Welt, auf die er schaute. Daß es eine Frühlingserwachenswelt war, schien außer ihm niemand zu bemerken. Egal, er war glücklich,

ohne dass es noch eine persönliche Beglaubigung seines Glücks gebraucht hätte. Man konnte sogar sagen, dass der Wunderlich, den er bis vor kurzem noch gekannt, ja, dem er sogar freundlich salutiert hatte, nicht mehr da war in dieser Nacht. Am Fenster konnte man einen leicht gebeugten Mann sehen, der etwas einfältig vor sich hin lächelte, er hatte einen Heiligenschein um sich, nicht einen der ewigkeitsschimmernden, ehrfurchtgebietenden Heiligenscheine, die durch die prächtig ausgeschmückten Religionsgeschichten geistern, sondern einen eher schlichten, preiswerten Heiligenschein, eine Art HHS, einen Hausgebrauch-Heiligenschein. Da lag es dann nahe, dass er in diesem Zusammenhang auch noch mal an Hesse dachte, in dieser seiner persönlichen Frühlingserwachensnacht. Wunderlich begab sich an sein Schreibgerät, und ohne zu zögern warf er ihm ein Gedicht ein, das einzige, das aus seiner Calwer Zeit, in der er ansonsten nur wenige, ja eigentlich gar keine Spuren hinterlassen hat, überliefert ist.

Calwer Frühling

Hoch verehrter, Kollege, Kamerad auf der Brücke
 Erst jetzt die so lang vermisste Jahres Zeit, in
 Strömen das Blatt Grün schon ins Braune schattiert
 Nannte man früher Herbst wohl, nennt man Herbst
 Ist aber Frühling, hat keinen Zeitpunkt mehr, ist ein
 Angepasster macht sich kleiner als er ist, und ein
 Regen wird kommen, tags über verborgen fällt ab
 Von den Bäumen. Was wir sehen und hören sollen
 Ist nicht mehr so weit entfernt, uns wird's da gehen
 Wie Ihrem Maler am Ende seines großen Sommers
 Der aber auch nur ein Frühling war, glauben Sie mir
 Er sah damals *die spätgoldene Stunde noch glühte*
Licht des Tages überall doch gewann der Mond schon
Schimmer und erste Fledermäuse schwammen in der
Grünen Flimmerluft. Ein Waldrand stand sanft im letzten
Licht helle Kastanienbäume vor schwarzen Schatten eine
Gelbe Hütte strahlte leise das eingesogene Tageslicht von
Sich sanft glühend wie ein gelber Topas rosenrot und violett
Führten die kleinen Wege durch Wiesen Reben und Wald da
Und dort schon ein gelber Akazienzweig der Westhimmel
Golden und grün über sammet blauen Bergen. Von der

Erinnerung lebt das Schöne, wird bevor du es aussprichst
 Zu Wasser und Stein, lang lebe die Wehmut des Herzens.

Später ging er in dieser seiner Frühlingsnacht, die ansonsten keinen aus dem Bett hob, noch auf die Brücke, sprach mit Hesse, der auf ihn gewartet hatte. So nah war er ihm noch nie, und als er dem Kollegen dann auch noch das gerade verfertigte Gedicht hersagen konnte, nahezu fehlerfrei, kannte sein persönliches Glück keine Grenzen mehr. Nur bei der Schlußzeile haperte es, was auch daran lag, dass die positiven Gefühle auf einmal umschlugen, ihm wurde schlecht, er bekam weiche Knie, wäre am liebsten einfach nur glücklich umgefallen. So aber musste er sich an jemandem festhalten, wofür auf der Brücke nur der Kollege Hesse in Frage kam. Was für ein starker Mann, so fest und unverrückbar, den haute keiner mehr um. Ihn aber schon, er hielt sich an Hesse fest, ja umklammerte ihn, wollte ihn, aus gutem Grund, nicht mehr loslassen. Mit dem Gedicht war er da, wie gesagt, noch nicht ganz durch, stand kurz vor der letzten Zeile, die ihm, auch weil er jetzt eine wüste Angst hatte, nicht mehr einfiel, dafür kam ihm aber der vor kurzem wieder freigelegte Witz in den Sinn, er sah und hörte ein grell lachendes grünes Männchen, dessen Dienstanweisung „Von wegen, jetzt wird geschissen!“ er aufnahm und ein ums andere Mal wiederholte, schließlich sogar mit beträchtlicher Lautstärke.

Als man Wunderlich später, noch später, in seiner nun schon wieder zu Ende gehenden Frühlingserwachensnacht holen kam, weil er zu auffällig geworden war, soll er, zum Befremden des Betreuungspersonals, dann auch nur noch diesen einen Satz gerufen haben: „Von wegen, jetzt wird geschissen!“ Mit beträchtlicher Mühe löste man ihn von Hesse, der auch dieses ihm zugemutete Geschehen erfreulich leidenschaftslos zur Kenntnis nahm, und transportierte ihn ab. Der Mann, so die übereinstimmende Meinung derer, die ihn mitnehmen mussten, war eher harmlos, kein Notfall, man konnte also in aller Ruhe und ohne Blaulicht durch die Nacht fahren, die selbst in ein einnehmendes Dunkelblau gehüllt war, das aber schon an den Rändern in erwartungsfrohe Helle überging, es wurde ja Frühling.

22

„Er tut mir leid“, sagte Adrian Berghoff. „Er tut mir richtig leid!“ Dabei seufzte er nicht, überhaupt hatte er in letzter Zeit wenig geseufzt, er wirkte zufrieden, wenn auch ein wenig

angespannt. Manchmal sah er Susanne an, als warte er nur noch auf das Zauberwort, das in allen Dingen schläft und die Welt zum Singen bringt.

„Wer tut dir leid?“

„Wunderlich. Weißt du denn nicht, was mit ihm passiert ist?“

„Nein, mir sagt ja keiner was ...“

„Sie haben ihn abgeholt, in der Nacht.“

„Warum? Weil er so schlechte Gedichte macht?“

„Nein, er ist verhaltensauffällig geworden, noch mehr als sonst. Nachts auf der Brücke hat er Hesse umarmt.“

„Seit wann ist das strafbar in Calw?“

„Er ist dabei arg laut geworden, es gab Beschwerden. Als man ihn vom Hesse-Denkmal lösen wollte, wurde er ausfällig, hat immerzu einen seltsamen, literarisch nicht gerade druckreifen Satz gebrüllt ...“

„Aha, und der wäre?“

„Ich war nicht dabei, aber angeblich hörte es sich an wie: ‚Von wegen, jetzt wird geschissen!‘“

„Tatsächlich nicht sehr druckreif. Und auch nicht originell. Als Gedichtzeile zudem nicht zu gebrauchen, ich kenn' mich da aus. Man schickt mir nämlich neuerdings ständig Gedichte zu.“ Berghoff merkte, dass er rot wurde. „Hoffentlich gute Gedichte?“

„Mir gefallen sie.“

„Dann hast du wohl einen unbekanntem Verehrer ...“

Susanne stand auf einmal hinter ihm, ihre Hand lag auf seiner Schulter. Er wurde unruhig, war nervös wie in den Zeiten, als sich seine ersten Liebesgeschichten anbahnten, in die man mehr Sehnsucht und Phantasie investieren musste, als sich in der Wirklichkeit einlösen ließ.

„Vielleicht ist der Verehrer gar nicht mehr so unbekannt“, sagte Susanne. Noch immer lag ihre Hand auf seiner Schulter. Er räusperte sich.

„Sie haben Wunderlich nach Bad Liebenach gebracht. Was sie dort mit ihm anstellen wollen, weiß ich allerdings auch nicht.“

„Du wirst es herausfinden.“

„Ja, ich werd' ihn besuchen.“

„Und wenn er auf der Geschlossenen ist?“

„Kein Problem, ich hab' da meine Beziehungen. Reinlassen werden sie mich auf jeden Fall.“

„Aber lassen sie dich auch wieder raus ...?“

„Wunderlich ist es möglicherweise wie Nietzsche ergangen“, sagte Berghoff. „Als der nämlich, so um achtzehnhundertsoundso in Turin, glaub' ich, endgültig verrückt wurde, soll er zuvor auf offener Straße ein Pferd umarmt haben ...“

„Um dann anschließend den Leuten was vom Pferd zu erzählen ... Was du alles weißt!“

Es war warm und stickig in der Redaktion, alle Fenster geöffnet, so dass man die Frühlingsverlautbarungen mitbekam, die aus der Calwer Fußgängerzone aufstiegen. In den Häusern war kein Mensch mehr, die Insassen hatten sich ins Freie abgesetzt, nachdem es verlässliche Informationen gab, dass der Frühling nun dauerhaft installiert war. Die Sonne am Himmel in Geberlaune, dazu drückende Schwüle, die auch dem lauernden Hoch- und Zentralsommer alle Ehre gemacht hätte. Die ersten Mitbürgerinnen und Mitbürger klagten bereits über die Hitze, nahmen ihre Baseballkappen ab, kratzten sich am Kopf, schwitzten ohne Vorwarnung. Das Klima spielt verrückt, hieß es, das liegt am Euro und am Migrationshintergrund. Und wer darf das alles bezahlen? Genau.

„Kommst du mit?“ fragte Susanne. „Ein Eis essen ... Oder möchtest du lieber hierbleiben und ein neues Gedicht schreiben?“

23

„Sehr geehrter Herr Dr. Lötzbeier!

Jetzt hab ich ihn!!!

Ihre Freude darüber, länger nichts mehr von mir zu hören, war vorschnell, denn hier bin ich wieder. Nach verlässlichen Hinweisen, die an mich ergingen, musste ich Recherchen beauftragen, die nun zu meiner vollen Zufriedenheit ausgefallen sind. Ich will es kurz machen: Herr Dr. Gerald Wunderlich ist gar kein Doktor, er hat sich den Titel erschlichen. Damit befindet er sich, wie wir leider wissen, in bester bzw. schlechtester Gesellschaft. Dieser Autor, der sich so viele Jahre schon an die Devise ‚Das bisschen, was ich esse, kann ich auch trinken!‘ hält und seine sogenannten eigenen Schriften ständig zerlegt, neu montiert und umetikettiert hat, ist auch im Wissenschaftsbereich dieser Arbeitsweise treu geblieben, und zwar von Anfang an.

Wunderlich hat nach eigenen Angaben 1979 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. mit einer Arbeit über den Philosophen Johann Gottlieb Fichte promoviert. Der wenig

ansprechende Titel der Dissertation, ‚Faktizität und Erkenntnisbegründung. Eine Untersuchung zur Bedeutung des Faktischen in der frühen Philosophie J.G. Fichtes‘, stammt von Wunderlich, sonst aber stammt gar nichts von ihm. Seine Arbeit gleicht einer wüsten Text- und Zitatkollekte, die aus den unterschiedlichsten Quellen zusammengeklaut wurde, was die Einleitung rechtlicher Schritte, die ich natürlich vornehmen werde, etwas schwierig macht, da sich Wunderlich bei so vielen Personen bedient hat, dass man im Grunde eine Interessengemeinschaft der Plagiatsgeschädigten gründen müsste. Einige Autoren, die für Wunderlich herhalten mussten, sind auch schon tot; sein Vergehen als solches aber verjährt, dank unserer diesbezüglich absolut vorbildlichen Gesetzgebung und Ahndungspraxis, bekanntlich erst nach 144 Jahren. So werde ich ihn also noch kriegen, und wenn es, wie gesagt, das Letzte ist, was ich noch kriegen werde.

Hauptgeschädigter ist übrigens, das sei noch angemerkt, ein Dr. Otto G. Bäumer, der hochbetagt in der Seniorenresidenz Holladi (Obermozheim-Siehdichfür, Landkreis Calw) lebt und sich über einen Besuch des Bürgermeisters sicherlich freuen würde, auch wenn sein Aufnahme- u. Mitteilungsvermögen stark tagesformabhängig ist und er nicht mehr alles begreift, was so um ihn herum vorgeht. Sein Langzeitgedächtnis indes ist, wie bei seinesgleichen üblich, noch vorzüglich; an sein Promotionsverfahren kann er sich noch gut erinnern, sogar an die Getränke, die bei der anschließenden Feier zum Ausschank kamen, worauf ich, an dieser Stelle und aus den bekannten Gründen, nicht näher eingehen will.

Über den Vorgang und das nun anstehende Verfahren, das ich anstrengen werde, halte ich Sie auf dem Laufenden.

Mit freundlichem Gruß: Dr. Melanie Stahlknecht“

„Sehr geehrte Frau Dr. Stahlknecht!

Bitte halten Sie mich über gar nichts mehr auf dem Laufenden! Ihre absurde, auf Herrn Dr. Wunderlich ausgerichtete Verfolgungsrallye geht uns allen hier auf den S. , Ihre diversen an mich gerichteten Episteln sind Dokumente einer zwanghaften Fixierung, die einer dringenden Therapie bedarf, der Sie sich aber, steht zu befürchten, nie und nimmer unterziehen würden. Zeitnah zum Abbruch unserer Beziehung, der hiermit verkündet und beschlossen ist, kann ich Ihnen noch, nicht ohne Genugtuung und mit leiser Vorfreude, mitteilen, dass meine Tage im Amt gezählt sind – ich werde in Kürze in den Ruhestand gehen, den ich anders als Sie zu handhaben gedenke. Ich bin nämlich fest entschlossen, mich meines Pensionärsdaseins

würdig zu erweisen, was bedeutet, dass ich mich in den weiterlaufenden Geschäftsbetrieb nicht mehr einmischen und keine alte Rechnungen aufmachen werde. Ferner besteht die Absicht, meine ehemaligen Referenten nicht für Privatfehden in Anspruch zu nehmen und nach Leichen in den Kellern meiner früheren politischen Gegner suchen zu lassen. Zudem gelobe ich, mich nicht an einer Landesuniversität einzuschreiben, um dort unseren jungen Studierenden einen Studienplatz wegzunehmen oder gar eine späte Zweitpromotionsehre einzufahren, zumal die Befürchtung besteht, dass es Sie dann immer noch gibt und auf Ihre Veranlassung auch die letzte Dissertation meines Lebens durch den Wolf der von Ihnen in Gang gehaltenen Textkontrollmaschinen gedreht wird.

Ohnehin bin ich froh, dass ich meinen Dr. schon vor langer, langer Zeit gemacht habe; bei der Überprüfung der damals anhängigen Vorgänge könnte eine wie Sie aber wohl heute noch Anstößiges finden.

Zum Schluß sei noch darauf verwiesen, dass ich meine löblichen Absichten auch dadurch realisieren zu können hoffe, indem ich mich zuvor an einem von unserer Landesregierung aufgelegten Sonderprogramm (*MS Senioritas*) beteilige, welches der Mentalitätsschulung rüstiger Pensionäre und Rentner gilt, denen nahegelegt werden soll, sich auf ihr neues Dasein einzustellen und eine dazu passende Gesinnung aufzubauen. Pensionäre, auch nichtverbeamtete Alte, neigen nämlich inzwischen dazu, es mit der Rüstigkeit zu übertreiben und sich in Betätigungsbereiche zu drängeln, die für die jüngere Generation vorbehalten sein sollten. (Für Sie, Frau Dr. Stahlknecht, kommt besagtes Programm leider zu spät; ich nehme auch an, dass Sie es ohnehin weit von sich gewiesen hätten ...).

Mit letztmaligem Gruß: Dr. Frido Lötzebeier

P.S.: Ich empfehle Ihnen, Herrn Dr. Wunderlich in Zukunft in Ruhe zu lassen! Er befindet sich in Behandlung und hat eine Betreuerin gefunden, mit der Sie sich besser nicht anlegen sollten ...“

Es ging jetzt wohl darum, sich neu zu erfinden. So viel begriff er, als er zu sich kam, an einem Ort, den er nicht kannte. Ein Satz ging ihm durch den Kopf: Es braucht seine Zeit. Genau, das ganze Leben braucht seine Zeit, auch sein Leben, in dem er, so schien es, noch mal

davongekommen war. Aber, verschärft nunmehr, fast schmerzlich: Wer führte da sein Leben, hatte er diese unnütze Frage nicht auch schon vorher bedacht und war schon damals, wie lange war das her, zu keinem vernünftigen Ergebnis gekommen. Man redete ihn hier, in einem hellen freundlichen Zimmer, mit Dr. Wunderlich an, war er etwa Arzt? Nein, so langsam fiel's ihm wieder ein, er war Schriftsteller gewesen, kein sehr erfolgreicher vermutlich, aber immerhin einer mit einem Dr., wo hatte er den wohl her, keine Ahnung, wahrscheinlich war er im Sonderangebot promoviert worden, für wenig Geld und begleitet von vielen Zitaten, die allesamt gesammelt, geordnet und als Eigenleistung ausgegeben werden mussten. Was für eine Arbeit. Aber arbeiten musste er hier nicht, erfreulicherweise, man sah ihn nur sorgenvoll an, und draußen war Frühling, die Vögel konzertierten in den Bäumen, die Sonne tat ihr Möglichstes, und wenn er sich aufrichtete, sah er Rudel von älteren Leuten, die sich durch ein Gelände bewegten, das wie ein Kurpark aussah.

Tag für Tag fiel ihm dann mehr ein, was ihm aber gar nicht so recht war, er wollte sich ja neu erfinden. Und hatte Beistand dabei, eine Betreuung, der er blind vertraute. Während er nämlich, schön langsam und unaufgeregt, zu sich kam, war er tatsächlich mit einer Form von Blindheit geschlagen gewesen, er sah nichts, wurde jedoch von einer Stimme geleitet, die ihm bekannt vorkam, obwohl er sie nie zuvor gehört haben konnte. Es war *ihre* Stimme. Als er die Augen aufschlug, wurde damit auch die Tür zu einer neuen Existenz aufgeschlagen. Ein etwas schiefes Sprachbild, egal, er war ja jetzt kein Schriftsteller mehr und besah sich die ihm zugemutete Welt, die er nicht unbedingt mehr beschreiben musste, von einem Liegeplatz aus.

„Cilla“, sagte der Schriftsteller a.D. Gerald Wunderlich. „Cilla!“

„Bleck, angenehm“, sagte die Frau, die an seinem Bett saß und seine Hand hielt. Ihr gehörte die Stimme, die, durchaus resolut, die Dienstanweisungen ausgesprochen hatte, denen er Folge zu leisten hatte, wenn er sich so neu erfinden wollte, dass man damit zur Not auch etwas länger über die Runden kam. Zu oft sollte man sich nämlich nicht neu erfinden, das hält man im Kopf nicht aus.

Cilla, endlich hatte er sie gefunden. Ein Glücksfall zweifellos, und, zugegeben, auch ein wenig märchenhaft.

„Wurde auch Zeit, dass Du kommst“, sagte Cilla. „Für Leute wie dich gibt's hier eine Spezialabteilung. Aber keine Angst, noch bin ich bei dir. Wir haben noch etwas vor, mein Wunderlich. Laß dich überraschen. Erst wenn es vorbei ist, ist es vorbei.“